



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Paare in der virtuellen Welt“

Verfasserin

Alexandra Tulla Bakk. rer. soc. oec.

Angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Danksagung

Diese Masterarbeit hat mich in vielerlei Hinsicht gefordert. Aber nicht nur mich, sondern auch viele Menschen in meinem Umfeld. Ohne deren Hilfe wäre es mir sehr viel schwerer gefallen die Arbeit zu bewältigen und zu einem erfolgreichen Abschluss zu kommen. Ich möchte an dieser Stelle den teilnehmenden Paaren für ihr Vertrauen und ihre Mithilfe danken; meinem Betreuer Herrn Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter, der mich mit vielen wertvollen und notwendigen Tipps begleitet hat; meinem Partner Christoph Laschkolnig, der mich unermüdlich unterstützt und motiviert hat sowie meiner Familie, die mir immer mit Rat und Tat zur Seite steht.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
Forschungsfrage	8
1 Begriffsdefinitionen.....	8
2 Grounded Theory als Forschungsstil	12
3 Medienkommunikation	16
3.1 Diagnose: Medienschwungel	17
3.2 Wie Medien unseren Alltag konstruieren... ..	23
4 Die Paarbeziehung.....	28
4.1 Gesellschafts-historischer Kontext.....	29
4.2 Die „typische“ Paarbeziehung.....	34
4.3 Zur Rolle der Kommunikation in Paarbeziehungen.....	41
5 Der aktuelle Forschungsstand – Ein Überblick.....	43
6 Methodik und Forschungsdesign	46
6.1 Methodische Ansprüche	46
6.2 Methodenwahl: Triangulation.....	47
6.3 Theoretisches Sampling und Erhebung.....	53
6.4 Auswertung	56
7 Ergebnisse.....	61
7.1 Paarportraits.....	62
7.2 Medienhandeln und Kommunikation in Paarbeziehungen	84
7.3 Paare in der Virtualität	88
7.4 Raum- und Zeitstrukturen in Paarbeziehungen	93
8. Schluss	99
8.1 Virtueller Raum und Mediatisierung von Paarbeziehungen	99
Literaturverzeichnis.....	103

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Netzwelt-Ticker: Facebook malt die Weltkarte der Freundschaft.....	6
Abbildung 2: Medienmodell nach Krotz.....	22
Abbildung 3: Grundmodell der Kommunikation	24
Abbildung 4: Modell der Zweierbeziehung	42
Abbildung 5: "Diese" Grounded Theory	54
Abbildung 6: Das Auswertungsverfahren - Kategorien konstruieren	58
Abbildung 7: Beispiel für ein Online-Profil	59

Einleitung

Jegliche soziale Beziehung basiert im weitesten Sinne auf Kommunikation. Wir interagieren miteinander verbal sowie non-verbal und können dadurch zwischenmenschliche Bindungen aufbauen. Die Bedeutung der Kommunikation für das gesellschaftliche Leben steht außer Frage. Es ist ihre aktuelle Entwicklung, die zentral für die vorliegende Arbeit ist.

Unser Alltag wurde in den letzten Jahrzehnten immer stärker durch die Nutzung neuer Kommunikationstechnologien geprägt. Im 21. Jahrhundert kommuniziert nun beinahe jeder Mensch mit Mobiltelefon, via Internet, auf virtuellen Plattformen (Facebook, Twitter u. ä.), per Email, in Chatrooms und so weiter. Face-to-Face Kommunikation hat durch diese neuen Möglichkeiten eine Erweiterung erfahren. Gerade für die Soziologie hat sich damit ein neues Feld aufgetan, denn alles was „zwischen“ den Menschen geschieht, ihr Handeln, ihr Kommunizieren findet nun neue Kanäle.

Im alltäglichen kommunikativen Handeln konstruieren wir unsere Identitäten, Beziehungen, Organisationen. Verändert sich der Ort und das Mittel dieser Kommunikation, liegt die Frage nahe, wie sich das auf den Inhalt der Kommunikation und darüber hinaus auf die Struktur zwischenmenschlicher Beziehungen auswirkt? Alltagsgespräche und Aushandlungsprozesse werden nun viel häufiger „öffentlich“ ausgetragen – zum Beispiel auf virtuellen Plattformen. Medien für interaktiven Austausch entwickeln sich rasant. War vor etwa 200 Jahren noch der physische Körper „das Werkzeug“ der Kommunikation, so sind wir heute bereits über stationär gebundene Medien wie Telefon und Computer hinaus gewachsen. Das Smartphone bietet jederzeit Internetzugang und ermöglicht prinzipiell immer und überall die Vernetzung mit Anderen.

Längst spricht man von einer medialen Revolution (vgl. Runkehl 1998: 7). Der Großteil der Weltbevölkerung hat die „Neuen Medien“ (die Bedeutung dieses Begriffs wird noch diskutiert) und die damit verbundenen technologischen Möglichkeiten in die alltägliche Kommunikation integriert.

Wie intensiv das Internet für Kommunikation (über Chats, virtuelle Plattformen etc.) genutzt wird, lässt sich anhand der aktuellen Facebook-User-Statistik gut veranschaulichen: In Österreich sind 2 385 320 Personen als Facebook-Nutzer registriert (vgl. Austria Facebook Statistics 2011). Facebook hat dazu eine sehr veranschaulichende Grafik auf Basis der User-Daten und ihrer Freundschaftsverbindungen entwickelt:

Abbildung 1: Netzwelt-Ticker: Facebook malt die Weltkarte der Freundschaft



(Meusers 2010: 1)

Jeder Mensch kann ein oder mehrere virtuelle Selbstentwürfe konstruieren und damit in virtuelle Räume (wie Facebook, Online-Shops, E-learning-Plattformen etc.) verlagerte oder durch diese erweiterte Teilbereiche des gesellschaftlichen Lebens erfahren. Das Phänomen virtueller Kommunikation hat bereits zu einigen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen verschiedener Disziplinen geführt. Fragestellungen rund um das Thema Medien werden nebst Medien- und KommunikationswissenschaftlerInnen auch von PsychologInnen, PhilosophInnen und SozialwissenschaftlerInnen bearbeitet.

Im Bereich der Soziologie haben sich AutorInnen wie Christiane Funken (Medien- und Geschlechtersoziologie) (Funken 2007, 2008), Friedrich Krotz (Mediatisierungsforschung und soziale Kommunikation) (Krotz 2009), Bruno Latour (Wissenschafts- und Techniksoziologie) (Latour 2010) oder Klaus Neumann-Braun (Kultur-, Medien- und Kommunikationssoziologie) (Neumann-Braun 2010, 2011) diesem Thema gewidmet.

„Social networks“ wie Facebook sind Gegenstand reger Diskussionen im internationalen Feld und einige Fachjournale haben sich bereits entwickelt, so zum Beispiel das „Journal of Computer-Mediated Communication“, herausgegeben unter Susan C. Herring. Die deutschsprachige Soziologie hinkt hier noch etwas hinterher.

Die meisten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den neuen Kommunikationstechnologien haben allerdings den Weg quantitativer Methoden beschritten. Das wird bei der vorliegenden Arbeit nicht der Fall sein. In den zahlreichen Forschungsarbeiten rund um die neue virtuelle Welt sucht man lange nach qualitativen Forschungsansätzen, die an paarsoziologische Fragestellungen anknüpfen. Obwohl die Auseinandersetzungen mit neuen Kommunikationstechnologien so vielfältig sind, zeigen sich hier zugleich zwei Lücken,

die Anstoß zur vorliegenden Arbeit gegeben haben. Insbesondere das Feld der Paarforschung regte meine Themenwahl an, da dieser Typ der sozialen Beziehung generell wenig Aufmerksamkeit als eigenständiger Forschungsgegenstand erhält. Lange Zeit wurde die Paarbeziehung nur als Teil eines familiären Systems betrachtet. Eine Loslösung aus der Familiensoziologie vollzieht sich erst seit Kurzem (vgl. Lenz 2009: 11).

Paarbeziehungen zeichnen sich gegenüber anderen Typen sozialer Beziehungen zudem durch einen relativ hohen Grad an Intimität und Nähe aus. Die Verbindlichkeit zwischen nur zwei Personen und ihre alltägliche Interaktion stellen ein interessantes Feld für Forschungsfragen zur virtuellen Kommunikation dar, zumal besonders diesem Typ sozialer Beziehung das Ideal einer relativ geschlossenen Privatheit zugeschrieben wird (vgl. ebd., 45-48). Das legt schon das gängige Paarmodell der Moderne nahe, noch eingebettet in die Kleinfamilie. Davor ließen sich durchaus Modelle, die mehr „Öffentlichkeits-Charakter“ besaßen, beobachten.

Rosemarie Nave-Herz, eine deutsche Familiensoziologin, leitet diesbezüglich die familiären Strukturen der vorindustriellen Zeit anhand der Wohnraum-Nutzung ab. Die „Stube“ eines gewöhnlichen Bauernhauses wies Züge eines „öffentlichen“ Raums auf. Demzufolge verlief ein großer Teil der Interaktion eines Paares vor den Augen anderer ab – nicht nur im familiären Kreis (zum Beispiel auch unter Einbezug von Reisenden, entfernten Bekannten etc., denen üblicherweise Herberge gewährt wurde). Erst der gesellschaftliche Wandel hin zur Moderne verschärfte die Grenze zwischen „Privat“ und „Öffentlich“ – ein Thema, das heute wieder Diskussionsstoff liefert (vgl. Nave-Herz 2006: 43-45). Vor diesem Hintergrund erscheint die Untersuchung von Paarbeziehungen hinsichtlich ihrer Aktivität auf virtuellen Plattformen als besonders interessant.

Grundsätzlich kann an derart kleinen sozialen Gruppen gesellschaftlicher Wandel deutlich sichtbar werden (vgl. ebd., 10). Paarbeziehungen übernehmen in ähnlicher Weise wie Familiensysteme wesentliche Funktionen für die Gesellschaft. Neben möglichen Reproduktions- und damit verbundenen Sozialisationsfunktionen eines Paares innerhalb einer Familie, findet auch ein beträchtlicher Teil an psychischer und physischer Regeneration in Paarbeziehungen statt (vgl. ebd., 102). Das Paar stellt einen wichtigen Teil der Gesellschaft dar und zeigt sich somit als soziologisch relevantes Forschungsfeld. Die Befassung mit dieser „kleinsten“ sozialen Einheit soll die zahlreichen Forschungsarbeiten über soziale Netzwerke der virtuellen Szene ergänzen und einen Beitrag zur noch relativ neuen Paarsoziologie leisten.

Forschungsfrage

Dem eingangs formulierten Forschungsinteresse entsprechend lautet die konkrete Forschungsfrage dieser Masterarbeit:

Wie wirkt sich die zunehmend mediale Kommunikation über virtuelle Plattformen auf Paarbeziehungen aus? Am Beispiel von „Facebook“.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit diesem Thema sollen folgende Fragen beleuchtet werden: Wie gestalten sich heutige Paarbeziehungen vor dem Hintergrund dieser neuartigen Kommunikationstechnologie? Wie integrieren Paare die Medienvielfalt in ihren Alltag und welche Wirkungsweisen ergeben sich daraus?

Insbesondere die virtuelle Kommunikationswelt als neuestes mediales Phänomen steht im Fokus der Arbeit. Die Untersuchung mehrerer Medien würde den Rahmen der Arbeit sprengen zumal virtuelle Plattformen viele Kommunikationsvariationen in sich verknüpfen.

Es soll an den aktuellen Diskurs über „Neue Medien“ angeknüpft und die entdeckte „Lücke“ in der Auseinandersetzung mit Paarbeziehungen ein Stück weit geschlossen werden. Ein qualitatives Forschungsvorgehen bietet sich aufgrund der offenen Fragestellung und der noch relativ unerforschten Thematik (in dieser speziellen Kombination) an. Der Umstand, dass Paarbeziehungen bisher kaum hinsichtlich der Einflüsse medialer Kommunikation untersucht wurden, macht deutlich, dass eine offene theoretische Zugangsweise notwendig ist. Zudem bildet die virtuelle Welt in Bezug auf die sozialen Gesetzmäßigkeiten romantischer Beziehungen ein neues und unbekanntes soziales Feld. Diesem Anspruch wird ein Vorgehen nach Grounded Theory von Anselm Strauß und Barney Glaser gerecht (Glaser/ Strauß 1998).

Die vorliegende Arbeit stellt daher eine qualitative empirische Studie mit explorativem Charakter dar, am Schnittpunkt von Paar- und Mediensoziologie. Ziel ist es, die Besonderheiten der Paarbeziehungen im virtuellen Raum aufzudecken und mögliche Effekte der Nutzung virtueller Plattformen auf Paarbeziehungen herauszuarbeiten.

1 Begriffsdefinitionen

Zunächst sollen die wesentlichen Termini der Thematik geklärt werden. Begriffe wie „Kommunikation“ oder „Paarbeziehung“ eröffnen ein weites Feld der Interpretationen und machen eine Eingrenzung notwendig.

„Kommunikation“ – Unzählige theoretische Konzepte ranken sich um diesen Begriff und liefern unterschiedlichste Definitionen. Die allgemeine Definition eines soziologischen Wörterbuchs lautet: *„Kommunikation (von lat. Communicatio = Verbindung, Mitteilung) [...] Meint entweder a) die >Fähigkeit des Individuums, seine Gefühle, Ideen einem anderen mitzuteilen, sowie die Fähigkeit von Gruppen, enge und vertrauliche Verbindungen miteinander zu haben< [...], oder b) >jede erkennbare, bewusste oder unbewusste, gerichtete oder nicht-gerichtete Verhaltensänderung..., mittels derer ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmung, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich beeinflusst<, oder c) einfach die nachrichtliche Übertragung bzw. Signalisierung von sozial signifikanten Bezugsinhalten (oder Symbolen), wobei das Transmissionsgut nicht Materie oder Energie ist, sondern die Qualität von Zeichen aufweist [...]*“(Hillmann 2007: 435-436)

Damit zeigen sich im Grunde zwei unterschiedliche Zugangsweisen. Zum Einen kann Kommunikation aus biologischer Sicht betrachtet werden – im Sinne einer menschlichen Fähigkeit. Zum Anderen kann sie als Baustein jeglicher sozialer Beziehung verstanden werden, das bedeutet auch reflexiv aufeinander bezogenes Verhalten als kommunikativen Prozess zu begreifen. Letzteres ist für soziologische Fragestellungen wie diese relevant und impliziert ein gemeinsames „Regelwerk“ von Zeichen und Symbolen, dass allen Kommunikationspartnern bekannt ist (vgl. ebd., 436).

Für die vorliegende Arbeit wird Kommunikation als ein Bündel jeglicher Formen symbolischer Interaktion verstanden, die sich auf einen gemeinsamen Zeichen-Pool beziehen und erlernten sozialen Regeln unterliegen. Darüber hinaus ist die Fähigkeit von Bedeutung, mittels Kommunikation soziale Wirklichkeit zu konstruieren (Berger/ Luckmann 2009). Virtuelle Plattformen haben diesen Prozessen einen erweiterten Raum gegeben. Welche Besonderheiten medial-vermittelte Kommunikation aufweist wird an späterer Stelle gezeigt.

„Virtuelle Plattform/ Facebook“ – Virtuelle Plattformen basieren auf einem bereitgestellten Cyberspace, einem Raum, der von Personen zur Gestaltung verwendet werden kann und die Kommunikation mit anderen ermöglicht. „Cyber“, griech. Kybernetike, bedeutet „Steuermannskunst“, ergänzt mit „space“, übersetzt „Raum“, ergibt sich daraus ein steuerbarer Raum, der als Synonym zu „virtuelle Welt“ oder „virtueller Raum“ verwendet wird (vgl. Hillmann 2007: 134). William Gibson verwendete in einem Roman 1984 diesen Begriff erstmals um ein Computernetzwerk zu beschreiben, welches Zugang und Vernetzung von zahlreichen Personen via digitaler Kommunikation ermöglicht. Im Unterschied zum Internet wird der Cyberspace jedoch nicht als „Infrastruktur“ verstanden, sondern als tatsächlich räumliche Fiktion bzw. Simulation interpretiert (vgl. ebd.).

„Der C. [Cyberspace] ermöglicht eine vollständige Kopräsenz und Interaktion mit mehreren Benutzern, die Simulationen von real und virtuellen Realitäten, die Datensammlung und -kontrolle durch Telepräsenz.“ (Hillmann 2007: 134)

Der geläufige englische Begriff „virtual community“, übersetzt „virtuelle Gemeinschaft“, fällt häufig im Zusammenhang mit virtuellen Plattformen. „Virtuell“, lat. „virtus“, bedeutete ursprünglich „Kraft“ oder „Vermögen“ und bezeichnet etwas Fiktives, ein gedankliches Konstrukt.

„Virtuelle Gemeinschaft [...] bezeichnet ein Netzwerk aus sozialen Beziehungen, das sich auf der Basis von gemeinsamen Interessen in einer gemeinsamen kommunikativen Umwelt jenseits räumlicher Grenzen entwickelt.“ (ebd, 945)

Virtuelle Plattformen stellen sozusagen beides dar: einen Cyberspace ebenso wie eine virtuelle Gemeinschaft. Als wohl bekannteste und meist genutzte Plattform dieser Art gilt Facebook. Facebook wurde 2004 von Studenten an der Harvard Universität in den USA entwickelt (Mark Zuckerberg, Eduardo Saverin, Dustin Moskovitz, Chris Hughes; Ein Vorläufer namens Facemash wurde bereits 2003 von Zuckerberg entwickelt) (vgl. Kirkpatrick 2010: 19-41). Es bietet die Möglichkeit, soziale Netzwerke aufzubauen. Dabei kann sich jede/r anhand einer Email-Adresse registrieren und ein Profil der eigenen Person erstellen (Persönliche Daten, Bilder, Informationen über Hobbys, Lieblingsfilme etc.).

Jede dieser Profelseiten umfasst neben persönlichen Informationen über den Inhaber/ die Inhaberin auch eine „Pinnwand“, auf welcher Nachrichten von diesem/r und von zugelassenen Personen veröffentlicht werden können. Welche Personen zugelassen werden und welche nicht entscheidet der Profilinhaber/ die Inhaberin. Die Vernetzung mit anderen erfolgt über das Verschicken von sogenannten Freundschaftsanfragen, die erst bestätigt werden müssen. Die User können in den Einstellungen der Website auswählen, welche ihrer eingetragenen Informationen für alle und welche nur für bestimmte Personen sichtbar sind. Dabei gibt es die Möglichkeit der Abstufung, so dass nicht alle zugelassenen Personen, sogenannte „Freunde“, gleichermaßen Zugang und Einsicht auf die Daten haben.

Auf Facebook werden ein Nachrichtendienst, ähnlich dem herkömmlichen Email-Verkehr (der nicht über die „öffentliche“ Pinnwand läuft), und Chatrooms angeboten, welche die Kommunikation zwischen „befreundeten“ Personen ermöglichen (unter der Bedingung eines gleichzeitigen Logins der Beteiligten). Über die Suchfunktion können Personen mit Eingabe ihres Namens unter allen Registrierten gesucht und gefunden werden. Die gebotenen Möglichkeiten sind vielfältig und mit weiteren Medien vernetzbar (Handys, Email, Twitter etc.).

Für die vorliegende Thematik ist auch die Option zur Veröffentlichung des „aktuellen Beziehungsstatus“ relevant. Dabei bestehen folgende Wahlmöglichkeiten: In einer Beziehung; Verlobt; Verheiratet; Es ist kompliziert; In einer offenen Beziehung; Verwitwet; Getrennt; Geschieden. Das Profil kann mit dem Profil des jeweiligen Partners/ der Partnerin verlinkt werden. Facebook-NutzerInnen präsentierten sich demnach nicht nur als Einzelpersonen, sondern können auch für ihre Paarbeziehung einen öffentlichen Auftritt inszenieren.

60% der österreichischen Facebook-NutzerInnen sind zwischen 18 und 34 Jahre alt, dabei hält sich die Geschlechterverteilung etwa die Waage (51% männlich/ 49% weiblich) (Austria Facebook Statistics 2011). Daraus ergibt sich eine erste Reglementierung für die Auswahl der Probanden. Die Entscheidung, Facebook als Forschungsfeld auszuwählen, lag schlicht an der großen Popularität dieser Plattform.

„Paarbeziehung“ – Auch Begriffe wie „Dyade“ oder „Zweierbeziehung“ beschreiben diese Form einer sozialen Beziehung, die bereits begrifflich zwei Individuen in Bezug zueinander setzt (vgl. Hillmann 2007: 658). Karl Lenz hat diesbezüglich ein Konzept zur Soziologie der Zweierbeziehung geliefert, welches der vorliegenden Arbeit als Orientierung dienen soll. Er zeigt darin, dass das Forschungsfeld der Paarbeziehung eine Lücke im soziologischen Wissenschaftsdiskurs darstellt und liefert mit seinem Werk eine umfassende Auseinandersetzung mit der theoretischen Konzeption des Paares. (vgl. Lenz 2009)

„Unter einer Zweierbeziehung soll ein Strukturtypus persönlicher Beziehung zwischen Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts verstanden werden, der sich durch einen hohen Grad an Verbindlichkeit (Exklusivität) auszeichnet, ein gesteigertes Maß an Zuwendung aufweist und die Praxis sexueller Interaktion – oder zumindest deren Möglichkeit – einschließt.“ (ebd., 48)

Damit werden all jene Beziehungen als Paarbeziehungen angenommen, welche zwei Personen umfassen, die ein Mindestmaß an gemeinsamer Interaktion aufweisen, Sexualität miteinander ausleben können und auch gewisse mentale Vorstellungen teilen – zum Beispiel die Bewusstheit darüber, sich in einer solchen Beziehung zu befinden unter zumindest annähernd deckungsgleichen Vorstellungen über die Art der Beziehung.

Nun sind die zentralen Begriffe der vorliegenden Arbeit erklärt und deren Nachvollziehbarkeit gewährleistet. Im Anschluss wird der gewählte Forschungsstil der Grounded Theory kurz vorgestellt, um die daraus resultierenden Konsequenzen für das Forschungsvorgehen und den Aufbau der Arbeit vorweg verständlich zu machen. Danach werden relevante theoretische Konzepte als zugrundeliegendes „Kontextwissen“ der Studie verarbeitet, gefolgt von der Beschreibung *dieser* Grounded Theory und des konkreten Untersuchungsdesigns. Anschließend werden die Ergebnisse vorgestellt und diskutiert.

2 Grounded Theory als Forschungsstil

Wie bereits erwähnt bietet ein Vorgehen nach der Grounded Theory für das vorliegende Forschungsinteresse eine geeignete Strategie – warum das so ist und welche grundsätzlichen Rahmenbedingungen dadurch für die angelegte Studie geschaffen werden müssen, soll zu Beginn dargelegt werden.

Die Grounded Theory bezeichnet übersetzt eine gegenstandsverankerte Theoriebildung und entspringt der interpretativen Sozialforschung (vgl. Hillmann: 314). Dieser Forschungsstil wurde von Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser in den 1960er Jahren entwickelt (vgl. ebd.). Im Zentrum steht die Theoriegenerierung auf der Grundlage von empirischen Daten, die systematisch gewonnen werden. Durch empirische Sozialforschung kann demnach eine zugrunde liegende Theorie „entdeckt“ (im Sinne eines Nachvollziehens) bzw. aufgestellt werden. Glaser und Strauss meinen mit dieser Vorgehensweise zu Theorien bzw. theoretischen Konzepten zu gelangen, die das Bild sozialer Wirklichkeit besser beschreiben als es bisher möglich war und zudem bessere Verständlichkeit bieten. Eine soziologische Theorie dient Glaser und Strauss zufolge als Anleitung für den methodischen Umgang mit empirischen Daten und hat fünf wesentliche Aufgaben zu erfüllen (vgl. Glaser/Strauss 1998: 11):

- 1.) Ermöglichung der Vorhersage und Erklärung von Verhalten
- 2.) Unterstützung des theoretischen Fortschritts der Soziologie
- 3.) Gewährleistung von praktischer Anwendbarkeit
- 4.) Verständlichkeit (Wertung der Daten)
- 5.) Anleitung der Untersuchung besonderer Verhaltensbereiche (vgl. ebd., 13)

Eine solche theoretische Konstruktion erfordert die Herausbildung von klaren Kategorien und Hypothesen, die so nahe an der sozialen Realität sind, dass sie diese zwanglos abbilden können. Auch die Operationalisierung muss jederzeit möglich sein, so Glaser und Strauss (vgl. Glaser/ Strauss 1998: 13). Diesen formulierten Ansprüchen wird eine Theorie, die sich auf systematisch gewonnenen empirischen Daten gründet, am ehesten gerecht.

Der bekannten Schwäche empirischer Forschung beim Gebrauch von logisch deduzierten Theorien, welche häufig zu Fehlinterpretationen oder unzulässigen Rückschlüssen führen, soll mit der Grounded Theory vorgebeugt werden. Die Theorie stützt sich auf die Daten und transportiert unmittelbar, was diese zulassen – induktive Schließung. Glaser und Strauss streichen besonders den prozesshaften Charakter einer Grounded-Theory-Forschung hervor.

„[...] eine Grounded Theory ist kein perfektes Produkt, sondern in permanenter Entwicklung begriffen.“ (Glaser/ Strauss 1998: 41)

Die empirischen Daten werden demnach nicht nur systematisch gewonnen, sondern zur Hypothesen- und Theoriengenerierung systematisch ausgewertet und bearbeitet. Ein gewonnenes theoretisches Konzept kann regelmäßig spezifiziert und präzisiert werden. Theorien sind demnach ebenso permanenter Entwicklung unterworfen wie die soziale Wirklichkeit (vgl. ebd.).

Im Zentrum steht das empirische Feld, von dem abgeleitet wird und wo die Theoriearbeit ihren Anfang nimmt. Um nicht in Versuchung zu geraten, Ergebnisse empirischer Untersuchungen in übernommene Theorien zu quetschen oder zuvor angestellten Hypothesen anzupassen, ist eine möglichst „freie“ und offene Herangehensweise gefordert. Es liegt auf der Hand, dass sich insbesondere Forschungsfelder, die bisher neu und unbekannt waren, für die Grounded Theory eignen.

Trotz dem Ziel der Theoriegenerierung kann eine Untersuchung im Stil der Grounded Theory auch kodifizierte Aussagengefüge oder diskursive Formen annehmen. Im Erhebungsprozess betonen Glaser und Strauss die „Gleichzeitigkeit“, mit welcher an die Daten heran gegangen werden soll. Datenerhebung, Kodierung und Analyse sollen ineinander überfließen, sich kreuzen und im besten Falle zugleich ablaufen. Darüber hinaus erfordert eine Untersuchung im Stil der Grounded Theory hohe Sensibilität nicht nur gegenüber den Daten, sondern auch gegenüber Ideen, die im Prozess entstehen. Sie zeichnet sich durch die Offenheit aus, solche neuen Gedanken, Ideen etc. sofort zu integrieren. (vgl. ebd., 52).

Die Grounded Theory kann als materiale oder als formale Theorie angelegt sein. Erstere generiert sich aus den „Rohdaten“ des konkreten Forschungsgebiets. Durch Abstraktion der entdeckten Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den gewonnenen Daten und dem Vergleich mit „Funden“ anderer Studien kann sie zu einer formalen Theorie weiterentwickelt werden. (vgl. ebd., 120-121).

Glaser und Strauss haben seit ihrem gemeinsamen Werk, dem sog. „Discovery“-Buch, unterschiedliche Verbesserungen für die Grounded Theory vorgenommen. Beide widmen sich dem Problem der Integration von Vorwissen. Ihre ursprüngliche Idee, frei von Theorien an empirische Daten heranzugehen hat sich als praktisch unrealisierbar erwiesen. Diese Forderung nach einem „Beiseite-Schieben“ theoretischer Kenntnisse ist im Prinzip schon sehr alt und wurde sogar von Positivisten der ersten Stunde wie Francis Bacon oder John Locke gestellt (vgl. Kelle 2011: 236). Der Anspruch auf einen „bereinigten Geist“ ist längst obsolet, da jegliche Form der Erkenntnis ohne Rückgriff auf Vorwissen bzw. sogenannte „Präkonzepte“ nicht funktionieren kann (vgl. ebd., 235).

Glaser und Strauß räumten zwar von Beginn an ein, dass eine „theoretische“ Perspektive zulässig und notwendig ist für den „Blick“ auf relevante Daten, haben jedoch stark von einander abweichende und zum Teil in sich widersprüchliche Vorschläge, was damit gemeint ist. Glaser fordert weiterhin einen „theoriefreien“ Schritt ins Feld um jegliche Anpassung der Daten an zuvor angestellte theoretische Überlegungen zu vermeiden. Zugleich betont er jedoch, wie wichtig die Fähigkeit zur theoretischen Sensibilität für solch ein Vorhaben ist. Grounded-Theory-Forschende sollen über ein großes theoretisches Wissen verfügen, welches sie jederzeit und in jedem Zusammenhang abrufen können (vgl. Kelle 2011: 239). Auch mit der Auflistung von Codegruppen zur Datenanalyse widerspricht er seinen Forderungen.

Strauß und Corbin entwickelten die Grounded Theory in eine andere Richtung weiter. Sie sprachen sich für den Einsatz von Literaturrecherche aus und legten handlungstheoretische Fragekataloge als Hilfestellung für die Datenauswertung an (vgl. ebd., 241). Dafür ernteten sie erhebliche Kritik von Glaser. Ihr Handlungsmodell als Grundlage für die Auswertung einer Grounded Theory würde ihm zufolge Daten in Kategorien zwingen (vgl. ebd., 244). Kathy Charmaz unterscheidet nebst den beiden Positionen von Glaser und Strauß/ Corbin grundsätzlich zwischen zwei Arten der Grounded Theory: Konstruktivistische GT versus objektivistische GT. Wobei sie mehr objektivistische Elemente bei Glaser und mehr konstruktivistische bei Strauß/ Corbin identifiziert (vgl. Charmaz 2006: 130-132).

Objektivistische Grounded Theory lässt sich besonders gut mit dem Prinzip des Entdeckens verdeutlichen (Glaser und Strauß sprechen in ihrem Standardwerk zur Grounded Theory auch von „Discovery“). Die Wirklichkeit wird als unabhängig vom Betrachter angesehen. Die empirischen Daten bestehen auch außerhalb ihres sozialen Kontexts und die Forschenden können sie „objektiv“ betrachten (vgl. ebd., 131). In der ursprünglichen Grounded Theory zeigen sich durchaus einige solcher positivistischen Elemente. Es geht darum, die „eine“ Wirklichkeit zu erkennen, in dem man nur nahegenug an die Empirie heran kommt. Glaser und Strauß hofften soziale Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, die weit über das konkrete Setting hinaus Gültigkeit besitzen.

In diesem Zusammenhang kritisiert Kelle den GT-Entwurf von Glaser und Strauß als „induktives Selbstmissverständnis“. Die Überzeugung, dass durch systematischen Vergleich des empirischen Datenmaterials ausschließlich „relevante Aspekte“ zu Tage treten, hinterlässt Kelle zufolge den Eindruck, Ergebnisse einer Grounded Theory wären über jeden Zweifel erhaben (vgl. Kelle 2011: 245). Seine Kritik zielt auf eben diese objektivistischen Elemente im „Discovery“-Werk ab. Auf Grund der Empirie als ultimative Legitimierung für alle Schlussfolgerungen, würde jedes Ergebniss unhinterfragt als „richtig“ angenommen.

Im Falle einer konstruktivistischen Grounded Theory rückt die Subjektivität der Forschenden ins Zentrum und trägt eben diesem Vorwurf Rechnung. Die Theorie hängt vom Betrachter ab. Die erhobenen Daten und die Analyse werden durch die Forschenden und die Forschungsteilnehmer konstruiert (vgl. Charmaz 2006: 130).

Für die vorliegende Forschungsarbeit soll daher ein Vorgehen im Sinne der konstruktivistischen Grounded Theory umgesetzt werden. Damit trete ich eher in die Fußstapfen von Strauß/Corbin als Glaser's und bemühe mich um eine Betrachtung der Forschungsergebnisse als subjektive Interpretation von etwas, das meine ForschungsteilnehmerInnen und ich mitkonstruiert haben. Für solch eine Herangehensweise hat Breuer die Bezeichnung einer „Reflexiven GT“ eingeführt (vgl. Breuer, 2010). Selbstreflexion des mitgebrachten Vorwissens und Thematisierung der eigenen Position sind notwendige Elemente einer ernstzunehmenden GT-Forschungsarbeit und helfen, die genannten Schwächen dieser Forschungspraxis zu umschiffen. Nur so können Dritte den Prozess der Forschungsarbeit und die interpretativen Schlüsse nachvollziehen – ein Credo für qualitativ hochwertige wissenschaftliche Arbeit.

Zusammenfassend ergibt sich für das vorliegende Vorhaben eine Orientierung an einer materialen Theoriegenerierung, basierend auf „Rohdaten“ über Paare und ihr kommunikatives Handeln. Der Anspruch, eine komplexe Theorie aufzustellen greift für dieses Vorhaben etwas zu weit. Die Generierung von aussagekräftigen Kategorien, welche die soziale Realität „hautnah“ abbilden, stellt das angestrebte Forschungsziel dar. Ganz im Sinne Breuers werde ich mit „dieser“ Grounded Theory zufrieden sein, wenn es mir gelingt, ein zentrales theoretisches Konzept in Form einer Kernkategorie herauszuarbeiten, welches eine Vielzahl der gewonnenen Erkenntnisse integriert (vgl. ebd., 92).

Die Medienlandschaft ist ebenso wenig wie eine soziale Beziehung als „starres“ Artefakt zu begreifen, sondern zeichnet sich durch permanenten Wandel als prozessuales Konstrukt aus. Die Grounded Theory kann solche „fließenden“ Phänomene abbilden und löst damit die methodischen Ansprüche des Forschungsfeldes ein. Für die vorliegende Untersuchung bedeutet dies nun eine bestimmte Vorgehensweise, die bereits an den ersten Schritten ansetzt: Zu Beginn steht eine gewissenhafte Auseinandersetzung mit Präkonzepten und Vorwissen zur gewählten Thematik. Da noch keine Theorien über paarspezifisches Medienhandeln existieren, stellt die Bedingung möglichst „unvoreingenommen“ in das Feld zu gehen, keine besonders große Herausforderung dar.

Dennoch kann ich als Sozialwissenschaftlerin auf theoretische Konzepte zu Medienhandeln, Kommunikation und Paarbeziehungen zurückgreifen. Dieses Wissen beeinflusst mein Vorgehen, meine Entscheidungen und Interpretationen im Forschungsprozess und muss daher sichtbar gemacht und reflektiert werden. An diesem „ersten“ Punkt steht also bereits eine Auseinandersetzung mit der meiner Meinung nach größten Stärke und zugleich größten Schwäche einer Grounded Theory an: Sensibilität.

In der offenen Herangehensweise liegt der Vorteil, sensibel für neue Ideen zu sein, die von den TeilnehmerInnen angezeigt werden. Diese können ohne Hindernisse integriert werden. Die Grundvoraussetzung für die besondere Flexibilität der Grounded Theory ist also hohe Sensibilität meinerseits (dies ist für jeden Schritt der GT wichtig, auch für die Auswahl der TeilnehmerInnen und die Auswertung). Zugleich birgt eine prinzipielle Offenheit für „Alles“ die Gefahr in sich, sich zwischen unzählig vielen interessanten Wegen nicht mehr entscheiden zu können. Jeder Richtung wird nachgegangen und letztlich eine Fülle an empirischen Daten gewonnen, die kaum noch zu bewältigen ist und zu keinem Abschluss führt.

Für eine erfolgreiche Gratwanderung zwischen Offenheit, Sensibilität und einem Blick auf soziologisch relevante „Hinweise“, lege ich in „meiner“ Grounded Theory-Forschung Wert auf permanente Reflektion thematisch relevanten Wissens. So kann ich einer Überflutung zu vieler unterschiedlicher Ideen/ Richtungen entgegensteuern und mich fokussieren. Zugleich werde ich meine theoretischen Einflüsse auch offenlegen um unreflektiertes Theorie-„Fitting“ zu minimieren.

Während des ganzen Prozesses wird mich daher ein Forschungstagebuch begleiten, das mir die anspruchsvolle Aufgabe der ständigen Selbstreflektion ein wenig erleichtern soll. Grundsätzlich orientiert sich mein Vorgehen an den von Charmaz formulierten Ansprüchen einer konstruktivistischen GT: „Credibility“, „Originality“, „Resonance“ und „Usefulness“ (vgl. Charmaz 2006: 182f).

3 Medienkommunikation

Wie kommunizieren wir heute miteinander? Wie gestaltet sich unsere Kommunikation und welchen Regeln folgt sie? Die theoretische Reflektion mediensoziologischer Konzepte ist Thema dieses Kapitels. Ich möchte einleitend einen kurzen Überblick zur Medien- und Kommunikationsforschung geben, bevor ich mich den verschiedenen Arten, Möglichkeiten und Grenzen der Medienkommunikation widme. Im Anschluss stehen daraus resultierende Konsequenzen für unseren Alltag zur Diskussion.

3.1 Diagnose: Medienschungel

Seit über zwei Jahrzehnten versuchen SozialwissenschaftlerInnen treffende Diagnosen für die gesellschaftlichen Veränderungen zu liefern. Sie beschreiben sie mit Schlagworten wie „Informationsgesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“, „Wissensgesellschaft“ oder „Mediengesellschaft“ etc. Zahlreiche Theoretiker haben sich bereits mit den Veränderungen der Kommunikation auseinandergesetzt. Besonderes Augenmerk auf die Kommunikation legten zum Beispiel Jürgen Habermas mit seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* oder Niklas Luhman im Zuge seiner *Systemtheorie*. Obwohl diese großen Kapazitäten der Soziologie „Kommunikation“ als wesentliches Grundelement gesellschaftlicher Ordnung identifizierten, blieben sie dabei in Bezug auf Medienentwicklung und deren Bedeutung relativ unkonkret und zurückhaltend. (vgl. Winter 2010: 284). Friedrich Krotz, ein renommierter Kommunikations- und Medienwissenschaftler hat vor Kurzem für Aufhorchen gesorgt, als er seine Theorie der Mediatisierung vorstellte. In seinem Werk fand ich eine überschauliche Zusammenfassung theoretischer Perspektiven zum Thema „Medien“:

- 1.) Theorien, welchen einzelne Medien zugrunde liegen. Der Medienbegriff bezieht sich immer nur auf konkrete Medien und kann nicht als Sammelbegriff für die Vielfalt der Medienlandschaft herangezogen werden.
- 2.) Theorien, die mit einem allgemeinen Medienbegriff arbeiten. Sie beziehen sich auf alles, das zwischen dem Menschen und seiner Umwelt „vermittelt“ – Beispiele hierfür können neben bekannten Kommunikationstechnologien wie dem Handy auch Werkzeuge oder Kleidung etc. sein.
- 3.) Medientheorien, die sich auf große soziologische Theorien gründen, wie zum Beispiel die Systemtheorie. Jegliche medialen Prozesse und ihre gesellschaftliche Bedeutung werden von diesen großen Sozialtheorien abgeleitet.
- 4.) Medientheorien, die sich vor allem auf digitale Technologien konzentrieren und zukunftsorientiert angelegt sind. Zu jenen zählen hauptsächlich neue theoretische Konzepte, die sich auch häufig auf große Sozialtheorien beziehen, aber dennoch offener bleiben als der dritte Typ (vgl. Krotz, 2007: 87f).

In einer global vernetzten Welt, in der zahlreiche multimediale Technologien zur Verfügung stehen, überrascht dieser Pluralismus theoretischer Foki und begrifflicher Definitionen nicht. Dennoch halte ich es für notwendig, nicht nur auf den Aspekt der Divergenz hinzuweisen – all diese unterschiedlichen Ansätze eint auch etwas. Die Kommunikation im weitesten Sinne hat sich mit Medientechnologien entwickelt und zu gesellschaftlichem Wandel geführt. Sprache, verbal wie non-verbal (Mimik, Gestik), ist also der kleinste gemeinsame Nenner. Stöber bezeichnet sie in seiner Auseinandersetzung mit Kommunikationsepochen als „Protomedium“.

Anhand seiner Klassifikation von Medien-„Ebenen“ rollt er die kumulative Entwicklung der Kommunikation bis ins Jetzt auf. Schrift und Bild als „Basismedien“ folgen dem Protomedium und gipfeln in der Epoche der „Verbreitungsmedien“ wie Presse, Rundfunk, Telefon, Internet, die infrastrukturelle Erweiterungen liefern (vgl. Stöber 2008: 28f).

Wo stehen wir jetzt in dieser medien- bzw. kommunikationswissenschaftlichen Entwicklung? Ist ein multimediales Instrument, das nur noch virtuell existiert, so wie Facebook, noch adäquat mit dem Begriff „Verbreitungsmedium“ zu erfassen? Schließlich handelt es sich dabei nicht um ein herkömmliches Massenmedium sowie Rundfunk oder die Presse. Vielmehr werden die Inhalte individuell produziert und bieten Möglichkeiten der Interaktion – ein direktes Kommunizieren beider „Enden“ (Sender und Empfänger) miteinander und Vieles mehr (Interagieren zwischen Mensch und Computer z.B.: Onlinespiele etc.). Selbst Stöber stellt diese Klassifizierung in Frage und wirft den Begriff „individuelle Massenkommunikation“ als Vorschlag für die Benennung einer vierten Epoche auf (vgl. ebd.).

Achim Bühl spricht diesbezüglich bereits von einer virtuellen Gesellschaft, einer dritten technologischen Revolution und dem Beginn eines digitalen Medienzeitalters (vgl. Bühl 2000: 13ff). Mit diesen Überlegungen einer zunehmenden Virtualisierung des sozialen Lebens steht er keineswegs alleine da. Zahlreiche WissenschaftlerInnen beschäftigen sich mit gegenwärtigen Entwicklungen dieser Art und diagnostizieren bereits eine virtuelle Gesellschaft. So wirft auch Eric Overby in seiner „Process Virtualization Theory“ die Frage auf, warum bestimmte gesellschaftliche Bereiche schneller „virtualisiert“ werden als andere (vgl. Overby 2008: 277-291). Leider geht er nicht näher auf intime soziale Beziehungen ein. Ob es Aspekte/ „Prozesse“ in Paarbeziehungen gibt, die virtualisierungs-tauglicher sind als andere und warum, wird für die vorliegende Forschungsarbeit auch besonders interessant sein. Arnold Brown (Brown 2012), Miki Kittilson und Russell Dalton, um noch ein paar zu nennen, gehen ebenso von einer Virtualisierung der Gesellschaft aus (Kittilson/ Dalton 2011).

Befinden wir uns also in einer (teilweise) virtualisierten Gesellschaft, was bedeutet dies dann für unser Zusammenleben? Bühl's Prognose fällt diesbezüglich eher düster aus. Die „reale“ Welt und die „virtuelle“ Welt treten in Konkurrenz zueinander, sie überlagern sich nicht zur Gänze. Daraus ergibt sich natürlich ein großes Konfliktpotential und genau das veranlasst Bühl zu einer eher pessimistischen Einschätzung. Mit seiner Gesellschaftsprognose bleibt er insgesamt auf einem abstrakten Niveau. Er diskutiert zwar interessante Ideen, liefert allerdings wenig konkrete Anhaltspunkte dazu, welche Konsequenzen aus solch einem Virtualisierungsprozess zu erwarten sind und auch nicht wie die zu erwartenden Konflikte aussehen oder zu lösen wären.

Aber ein Schlagwort, das ich für die Diskussion von medien-initiierten Veränderungen der Gegenwartsgesellschaft sehr wichtig halte, fällt auch bei ihm: „Die Entkörperlichung“ im Prozess der Virtualisierung. Denn daraus lassen sich zahlreiche interessante Fragestellungen auch in Bezug auf Paarbeziehungen ableiten.

Durch neueste Medientechnologien und die Schaffung virtueller Räume wurden die Begrenzungen des Körpers ein Stück weit aufgehoben und virtuelle Subjekt-werdung zugelassen. User-Profile auf Onlineplattformen oder auch Figuren von Onlinespielen sind Beispiele dafür. Was löst diese Neuerung speziell bei Paarbeziehungen aus? Stellen diese doch einen Typ sozialen Gefüges dar, für den physische Präsenz (körperliche Intimität, Zuwendung) eine besondere Rolle spielt. Welche Bedeutung haben die „virtuellen“ Ichs oder sog. Avatare in Paarbeziehungen?

Wesentlicher Kern Bühls Theorie der virtuellen Gesellschaft stellt eben diese angesprochene „Verdoppelung“ dar. Durch die Erzeugung virtueller „Simulationen“ von Social Media-NutzerInnen existieren sogenannte „Doubles“ (Avatare) vieler Menschen. Dieses Verhältnis von „Double“ und „Original“ prägt die Sozialstruktur der Gesellschaft entscheidend, so Bühl (vgl. Bühl 2000: 84-87).

Historisch betrachtet wurde mit „Avatar“ stets die Verkörperlichung einer „Idee“ bezeichnet. In jüngster Zeit assoziiert man damit aber das umgekehrte Phänomen: die „Entkörperlichung“. Jörissen spricht von einem Perspektivenwechsel. (vgl. Jörissen 2008: 3f). Diese Beobachtungen unterstreichen die Virtualisierung-Diagnosen vieler SozialwissenschaftlerInnen deutlich. Jörissen kritisiert allerdings das „Schwarz-Weiß-Denken“ in Bezug auf Realität und Virtualität. Eher sollten wir von unterschiedlichen Verflechtungen beider Ebenen – einer „Hybridität“ ausgehen (vgl. ebd.). Also befinden wir uns momentan in einer „real-virtuellen“ Hybridphase – aber wohin diese Entwicklung führen kann und welche konkreten Konsequenzen zu erwarten sind, bleiben offene Fragen.

Wie Krotz verwendet auch Bühl den „Meta“-Begriff in Zusammenhang mit virtueller Realität – Virtualisierung bezeichnet er als Meta-Technologietool, welches gesellschaftliche „Entgrenzung“ und „Entzeitlichung“ herbeiführt (vgl. Bühl 2000: 16f). Im Gegensatz zur Mediatisierungstheorie von Krotz versucht er weniger den prozessualen Wandel nachzuzeichnen als mehr eine zutreffende Prognose abzuliefern.

Eine Auseinandersetzung mit Friedrich Krotz's Theorie der Mediatisierung liegt deshalb für meine Fragestellung näher. Sie behandelt nebst gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen, die sich auf den Bedeutungszuwachs der Medientechnologie zurückführen lassen, auch die Folgen und Wirkweisen des zunehmenden medialen Handelns. Krotz setzt hier an einem aktuellen Problem an: der nahezu unüberschaubaren Flut an neuen

Entwicklungen und unterschiedlichen Kombinationen im Bereich der Medientechnologie und versucht einen theoretischen Bogen über alles zu spannen. Seinen Annahmen liegt ein kulturwissenschaftliches handlungsorientiertes Denken zugrunde, welches Kommunikation als eine Form symbolisch vermittelnden Handelns begreift und die Realität als kommunikativ konstituierte symbolische Welt versteht. Hier zeigen sich einige Anknüpfungspunkte zu Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (vgl. Krotz 2007: 51).

Krotz Theorie ist ebenso wie Bühls dem vierten Typ von Medientheorien zuzuordnen, da Digitalisierung und digitale Medien im Vordergrund stehen. Auch die vorliegende Arbeit fällt in diese Sparte. Sie trägt dem Anspruch einer Medientheorie Rechnung, selbst neueste Entwicklungen erfassen und gesellschaftlichen Wandel nachzeichnen zu können. Dies ist insbesondere für Grounded Theory-Arbeiten eine geeignete Grundlage.

Krotz bezeichnet mit dem Begriff der Mediatisierung einen „Metaprozess“ sozialen Wandels. Wann die Mediatisierung ihren Anfang nahm ist ebenso schwierig zu definieren wie eine Zuordnung zu bestimmten Ereignissen, die den Anstoß dafür gegeben haben könnten. Es handelt sich um einen emergenten Prozess, der deshalb von Krotz als Metaprozess beschrieben wurde (vgl. ebd., 37f).

Kernpunkt der Mediatisierungstheorie ist die Annahme, dass Medien wirken und aufgrund ihrer Integration in das alltägliche Handlungsrepertoire der Menschen Einfluss nehmen. Daraus ergeben sich soziale und kulturelle Veränderungen auf Makro-, Meso- und Mikroebene der Gesellschaft. Mediatisierung als Metaprozess sozialen Wandels soll demnach als Sammelbegriff für alle im Wandel begriffenen Bereiche sozialer Realität dienen. Krotz zielt also darauf ab, den sozialen Wandel auf allen Ebenen fassen und abbilden zu können – in den kleinsten sozialen Entitäten ebenso wie in gesellschaftlichen Strukturen (vgl. ebd., 38f).

Die Annahme, dass Medien nicht bzw. nicht nur über die vermittelten Inhalte wirken, sondern in erster Linie über ihre tagtägliche Verwendung rückt den Fokus auf die Art der Nutzung und den Grad der Integration in unser alltägliches Handeln. Damit wird eine schon etwas ältere Tradition fortgeführt, denn auch in der „Mediumstheorie“ stellt diese These einen entscheidenden Aspekt dar (vgl. Krotz 2007: 12).

Wortschöpfer der Mediumstheorie ist Joshua Meyrowitz. Er erforschte „kulturelle Umwelten“, welche durch die Nutzung von Medien (damals noch bezogen auf Endgeräte wie Fernsehen, Radio, Computer) erzeugt werden (vgl. Meyrowitz 1995: 50-77). Auch Marshall McLuhan, ein Mitbegründer der Mediumstheorie, war ein Pionier auf dem Gebiet der Kommunikationswissenschaften. Er war einer der Ersten, der sich anstatt auf inhaltliche Effekte von Medien auf die Wirkung der Mediennutzung konzentrierte (McLuhan 1967). Der berühmte Ausspruch „Das Medium ist die Botschaft“ stammt von ihm.

In der Mediumstheorie dreht sich vieles um die Annahme, dass Medien als Erweiterung des Menschen und seiner Sinneswahrnehmung zu begreifen sind. Dadurch verändert sich die äußere erfahrbare Realität ebenso. (vgl. Kraveva 2009: 342-343). Dieser Gedankengang lässt sich auch mit einem weiteren berühmten Medienmodell vereinen: Stuart Halls Encoding/Decoding-Modell. Auch darin wird deutlich, dass man von einem „Kreislauf“ der Medien-Produktion und Rezeption ausgehen kann. Im Prozess der Medienproduktion werden Inhalte mit Bedeutung aufgeladen, sog. Encoding. Diese Medieninhalte wirken auf die RezipientInnen. Sie entschlüsseln die Bedeutung der medial vermittelten Inhalte, interpretieren sie, sog. Decodierung. Durch das „Verstehen“ der übermittelten Botschaft können sich Einstellungen und Perspektiven der RezipientInnen verändern. Im Sinne McLuhans wirken sich die Medien sogar auf die „innere“ Wahrnehmung von der Umwelt aus. Die RezipientInnen entwickeln eine „neue“ bzw. veränderte Sicht auf ihr Umfeld. So kommt es zu einer veränderten Realität, die anregende Impulse für neue Medienprodukte liefert (vgl. Hall 1980: 128-138.)

Krotz' neue Mediatisierungstheorie hat viele Elemente von kommunikationswissenschaftlichen „Vorreitern“ aufgearbeitet und adaptiert, wo diese an Probleme stießen. Die Mediumstheorie beispielsweise war für die Erforschung medialer Endgeräte (z. B. Fernseher) konzipiert und konnte neue Phänomene nicht mehr adäquat erfassen (vgl. Krotz 2007: 43).

„[...] ,the medium is the message‘ could today be translated to ,the network is the message‘.“ (Stalder 2006, zit. nach Gow 2010: 20).

Dennoch zeigt sich, wie befruchtend die kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten des 20. Jahrhunderts für die aktuelle Auseinandersetzung mit Medientechnologien noch sind. Zum Beispiel McLuhans Sichtweise, dass Mensch und Medien zu einem Ganzen „verschmelzen“, einander fast bedingen – vor fünfzig Jahren ein absurder Gedanke – doch in Zusammenhang mit den Technologien von heute (social media etc.) erweist er sich als höchst interessant.

„Yet McLuhan’s work also serves to remind us that ultimately we can’t escape the effects of a dominant medium of communication – that to some extent we are the content of that medium. Social media has made that abundantly clear [...]“ (Gow 2010: 23).

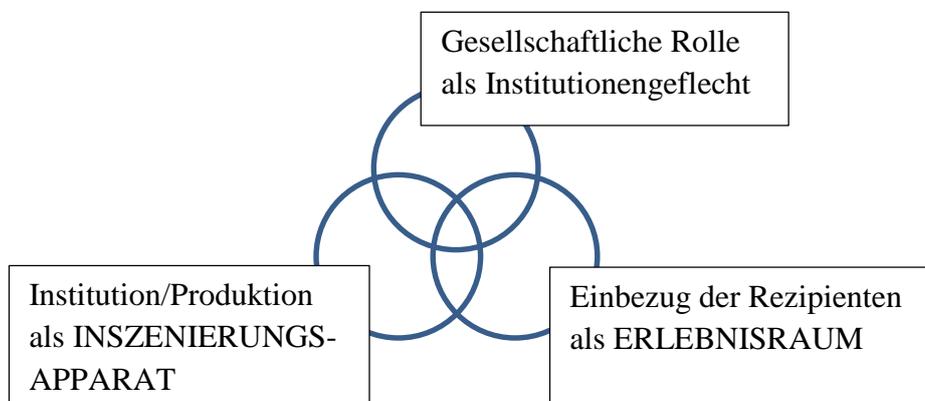
Die Mediumstheorie versuchte nicht den sozialen Wandel in seiner Gesamtheit zu erfassen, stellte aber zum ersten Mal die veränderten Umwelten und die veränderte Wahrnehmung der medial handelnden bzw. kommunizierenden Menschen ins Zentrum. Damit lieferte sie sehr viele Anregungen für die Mediatisierungstheorie (vgl. Krotz 2007: 42).

Die theoretische Perspektive von Krotz wird anhand dieser Wurzeln überdeutlich und zeigt eine relativ große Offenheit seiner Theorieanlage, die zugleich als Schwäche und als Stärke interpretiert werden kann. So ist zum Beispiel die unklare begriffliche Trennschärfe mit der Krotz arbeitet für einen relativ unerforschten, breiten Forschungsgegenstand praktisch: „Globalisierung“, „Individualisierung“ und „Mediatisierung“ greifen ineinander und liefern adäquate Beschreibungen des sozialen Wandels.

Im Sinne Krotz' bezieht sich jedes der genannten Schlagworte auf einen Metaprozess des Wandels (vgl. Krotz 2007: 27f). Damit kann er den Definitionsschwierigkeiten rund um den Medienbegriff ausweichen und auch seine Wortschöpfung „Mediatisierung“ ein Stück weit offen lassen. Hier könnte man ihm vorwerfen, mit diffusen, unklaren Konzepten zu arbeiten. Doch auf der anderen Seite benötigt ein sich rasant fortentwickelndes Forschungsfeld auch eben diese Offenheit. Für die vorliegende Forschungsarbeit zeigen sich an diesem Punkt gleich mehrere gut harmonisierende Aspekte: Die offene Theorieanlage von Krotz entspricht den Prinzipien eines Grounded Theory Vorgehens, die Möglichkeit sozialen Wandel auf unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen abzubilden ebenfalls. Auch das handlungstheoretische kulturwissenschaftliche Gerüst von Krotz' Mediatisierungstheorie entspricht den eingangs diskutierten Schwerpunkten dieser Grounded Theory Arbeit.

Das bedeutet konkret, dass ich hier mit einem „mehrdimensionalen“ Medien-Verständnis arbeiten werde. Paare handeln in einer „mediatisierten“ Gesellschaft, erzeugen ihre eigene direkte Umwelt durch Medienkommunikation (u.a.) und interagieren innerhalb ihrer Paarbeziehung ebenso auf dieser Basis. Sie kombinieren unterschiedliche Technologien, produzieren ihre individuellen Medieninhalte und inszenieren so Teile ihrer sozialen Realität auch virtuell. Krotz empfiehlt eine Charakterisierung der Medien via drei Ebenen, die diesem Anspruch gerecht wird:

Abbildung 2: Medienmodell nach Krotz



(Krotz 2007: 89)

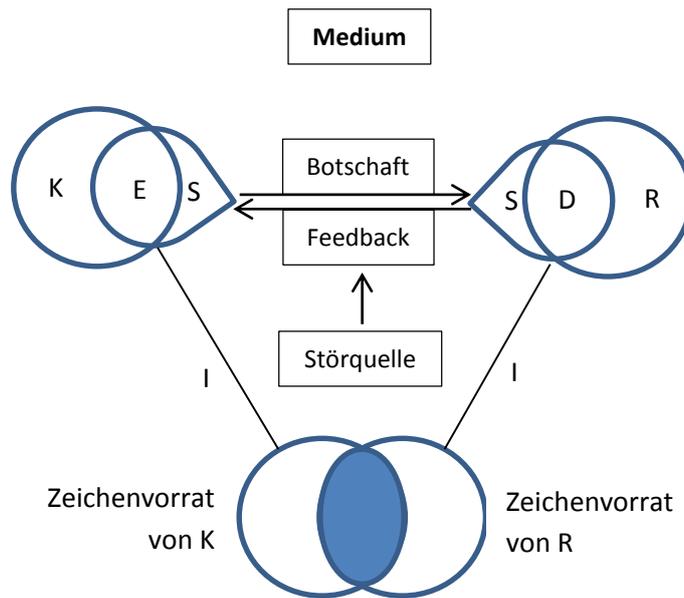
Zunächst haben Medien die „Funktion“ als Inszenierungsapparat. Zu kommunizierende Inhalte können durch Medien inszeniert werden – einzig begrenzt durch die technologischen Möglichkeiten. Sie haben auch Institutionalisierungs-Charakter. Der Umgang mit Medien funktioniert nach einem normativen Regelwerk. Daraus ergibt sich, dass das Nutzungsverhalten bis zu einem gewissen Grad erwartungsgemäß abläuft. Nur so kann soziale Interaktion erfolgreich stattfinden und zugleich reproduziert werden! Weiters stellen Medien einen „Erlebnisraum“ dar. Dieser Aspekt des Medienbegriffs erfährt seit Kurzem besondere Bedeutung. Unter Einbeziehung anderer TeilnehmerInnen inszeniert man heute auf virtuellen Plattformen (egal ob Onlinespiel oder Facebook) seine eigene Welt. In diesem Punkt wird auch auf den integrativen Aspekt eines Mediums hingewiesen. Schließlich haben Medien als Institutionengeflecht gesellschaftliche Bedeutung – verschiedenste Organisationen/ Unternehmen garantieren für einen bestimmten Ablauf ihrer Dienste und Angebote. (vgl. Krotz 2007, 90)

Diese Ebenen sind keineswegs als unumstößlich anzusehen. Wie schon angeführt, kann der Medienbegriff nach verschiedensten Aspekten aufgeschlüsselt werden. Die Begriffe „Medien/ Medium“ und unser Verständnis davon sind ebenso dynamische Konzeptionen wie die rasante technologische Entwicklung auf diesem Gebiet. Zusammengefasst handelt es sich bei Medien um Technologien, die unterschiedliche soziale Funktionen erfüllen und hohen gesellschaftlichen Stellenwert besitzen. Sie begegnen dem Menschen auf individueller Ebene, innerhalb seines unmittelbaren sozialen Umfelds und auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. Sie wirken auf unsere Umwelt ebenso wie auf unsere Wahrnehmung und bieten uns einen vergrößerten Gestaltungsrahmen dafür – egal ob wir uns nun in einer „Virtuellen Gesellschaft“ oder einer „Mediatisierten Welt“ etc. befinden. Im nächsten Schritt will ich mehr ins Detail gehen und mich der Frage widmen: Was genau „kann“ Medienkommunikation nun eigentlich?

3.2 Wie Medien unseren Alltag konstruieren...

Nach einem Blick auf das weite Feld der Kommunikations- und Medienforschung mit seinen unterschiedlichsten Gesellschaftsdiagnosen und begrifflichen Definitionen von „Medien“ geht es nun darum, wie sich unser Medienhandeln/ - kommunizieren auf uns und unsere direkte Umwelt auswirken kann. Anfangen möchte ich bei einer kurzen Darstellung von Kommunikation, wie sie in soziologischen Lexika erfolgt:

Abbildung 3: Grundmodell der Kommunikation



K = Kommunikator (Sender) / R = Rezipient (Empfänger) / E = Enkodierung

D = Dekodierung / I = Interpretation / S = Signal

(Hillmann 2007: 436)

Ein Sender und ein Empfänger stehen sich im einfachsten Sinne gegenüber und schicken sich eine Botschaft bzw. Feedback zur Botschaft. Die Übermittlung geschieht durch ein Medium. Der Sender lädt das „Zu-Kommunizierende“ mit Bedeutungsgehalt auf (Enkodierung) und verschickt das Signal als Botschaft an den Empfänger. Dieser weist dem empfangenen Signal Bedeutung zu (um es zu verstehen = Decodierung). Für Kommunikation ist der Rückgriff auf einen gelernten Zeichenvorrat selbstverständlich notwendig. Kommunikation funktioniert umso besser, je größer der gemeinsame Zeichenvorrat ist (vgl. ebd.).

Kommunikation beruht demnach wesentlich auf der Fähigkeit Bedeutung zu verleihen – ein Kernstück des symbolischen Interaktionismus. Sie weist Prozesscharakter auf und findet im „Inneren“ des Individuums wie im „Äusseren“ statt. Medien schalten sich mitten in diesen Prozess ein. Früher definierte man sie lediglich über ihre „Vermittler“-Funktion, heute scheinen sie schon beinahe selbst zu einem aktiv gestaltenden Kommunikationsteilnehmer geworden zu sein.

Das zeigt sich auch in der Differenzierung von Medienkommunikations-Arten, die Krotz postuliert:

- 1.) *„Kommunikation mittels Medien [Anm.: „medienvermittelte Kommunikation“]*
- 2.) *Kommunikation mit standardisierten, allgemein adressierten Kommunikaten – also Produktion und Rezeption medialer Angebote [...]*
- 3.) *Kommunikation von Menschen mit Hard/Software-Systemen [Anm.: Interaktive Medien; Künstliche Intelligenz] (Krotz 2007: 90).*

Alle drei Gruppen leiten sich aus der direkten Face-to-Face-Kommunikation ab. Bei der ersten Form bezieht sich die Rolle des Mediums hauptsächlich auf seine Vermittlungs-Funktion. Beispiele dafür sind Briefwechsel, Emailverkehr, Telefonate oder SMS. Es besteht keine räumliche, zeitliche o. ä. Übereinstimmung der Gesprächsteilnehmer. Krotz spricht hier von „Asynchronizität“ und „reduzierten Wahrnehmungskanälen“, da sich die Kommunikation nicht mehr derart „multidimensional“ wie in einer Face-to-Face-Situation gestaltet (verbale Elemente, non-verbale Elemente und das Umfeld) (vgl. ebd., 91).

Der zweite Typ bezeichnet zum Beispiel Fernsehsendungen, Radiosendungen, Werbeschaltungen, Plakate, Zeitungsartikel etc. In diesem Zusammenhang wird häufig das bereits erläuterte Encoding/Decoding-Modell von Stuart Hall zur Anwendung gebracht. Das Kommunizierte richtet sich eher an eine große Masse (Verbreitungsmedien) und baut nicht auf kommunikative Interaktion (vgl. ebd., 90f).

Der dritte Typ, die interaktive Kommunikation, betrifft zum Beispiel komplexe Simulationsspiele oder den Einsatz von GPS-Systemen. Es stellt eine Erweiterung vom einfachen Rezipieren angebotener Medienprodukte dar, auch wenn der reziproke Charakter der Kommunikation zwischen Mensch und „Maschine“ (Hardware- ebenso wie Softwaresysteme) nur simuliert wird. Auch die Reaktionsmöglichkeiten der Maschine auf das Kommunizierte seines Gegenübers sind noch relativ begrenzt, dennoch zeigt sich hier ein neues erweitertes Feld unserer Kommunikationsmöglichkeiten (vgl. ebd. 92f).

Für die vorliegende Arbeit beinhalten alle drei Arten der Kommunikation wichtige Aspekte. Immerhin halten virtuelle Plattformen wie Facebook die Möglichkeit interpersonaler Kommunikation bereit. Das Überbringen von Nachrichten erfolgt auf „reduzierten“ Wahrnehmungskanälen, wobei der zunehmende Einsatz von Bildern (Videos, Fotos, Grafiken) die bisher eher verbale oder schriftliche Kommunikation wieder ein Stück weit erweitert. Interaktive Online-Spiele zwischen Mensch und „Technologie“ (Computergegner) finden auf Facebook ebenso statt wie Werbeschaltungen, ein „klassisches“ Beispiel für Massenkommunikation (letzteres gewährleistet die Finanzierung solcher virtuellen Plattformen!).

Krotz' Klassifizierung dieser drei Typen könnte noch feiner ausdifferenziert werden. Typ 1 (medienvermittelte Kommunikation) lässt sich noch weiter hinsichtlich einer zeitversetzten oder „zeitgleichen“ Medienkommunikation (Chatrooms, Videochat) unterscheiden. Typ 1 und Typ 2 lassen sich auch in Bezug auf die TeilnehmerInnenzahl weiter abstufen, zum Beispiel bei Online-Games mit computer-konfigurierten sowie menschlichen Gegenspielern zur gleichen Zeit. Hier zeigt sich ein relativ großes Diskussionspotential, welches im bisherigen wissenschaftlichen Diskurs noch nicht aufgegriffen wurde. Für die Veranschaulichung der Vielfalt an Medienkommunikations-Arten stellt seine Dreiteilung allerdings ein ausreichendes Schema dar und umfasst auch all jene, die für mein Forschungsvorhaben relevant sind.

Um die Frage: „Was kann Medienkommunikation eigentlich?“ zu beantworten, möchte ich auch einen Blick auf das „Setting“, in dem Medienkommunikation statt findet, richten. Da ich annehme, dass Medien aufgrund ihrer Nutzung bzw. ihrer Integration in das menschliche Handeln wirken, sollten die Situationen, in denen Individuen medial kommunizieren, ebenso relevant sein wie die Medienkommunikation an sich. Für eine paarsoziologische Studie wie diese sind demnach die „virtuelle“ Umwelt – Facebook – und auch der Alltag der Paare Diskussionspunkte.

Mit dem Begriff „Alltag“ verbindet man im Prinzip alles, das gewöhnlich, „normal“ und ständig um uns herum geschieht. Dabei möchte ich bei einer Auseinandersetzung mit der Alltagswelt, die meist mikrosoziologisch ausfällt, auch auf die Markoebene hinweisen. Unser Alltag wird von gesellschaftlichen Strukturen bestimmt, gerahmt und ist daher nicht so sehr Sache individueller Gestaltung, wie man vielleicht annimmt (vgl. Linke 2010:19).

Dennoch reproduziert jedes Individuum permanent seinen eigenen Alltagsablauf und entwickelt Handlungsroutinen. Wie sieht der Alltag eines Paares aus? Das hängt, wie noch zu zeigen ist, stark davon ab, ob das Paar einen gemeinsamen Haushalt teilt oder getrennte Wohnsitze hält; in welchem Ausmaß gearbeitet wird; ob es andere Haushaltsmitglieder gibt etc. Doch in jedem Fall ist davon auszugehen, dass Personen, die ein gewisses Maß an Zeit miteinander verbringen, diese „Paarzeit“ in ihrem Alltag einplanen müssen. Die Paare werden daher Koordinations- und Organisationsarbeit leisten um ihr alltägliches Leben miteinander führen zu können und ihre mehr oder weniger von einander abweichenden Alltagsroutinen auf einander abzustimmen. Voß und Wehrich liefern in Bezug auf den Alltagsbegriff eine konkretere Version: „alltägliche Lebensführung“:

„Als ‚Alltägliche Lebensführung‘ wird der Zusammenhang aller Tätigkeiten einer Person in den verschiedenen für sie jeweils relevanten Lebensbereichen definiert: ihre Erwerbstätigkeit, Familie, Hausarbeit, Freizeit und Erholung, Bildungsaktivitäten usw.“ (Voß/ Wehrich 2001: 10)

„Alltägliche Lebensführung“ fasst Alltag als Prozessbegriff auf und ist auf die Zusammenhänge bzw. das Zusammenspiel aller Lebensbereiche eines Individuums fokussiert. Christine Linke weist dazu auf eine *Verschränkung individueller Lebensführungen* hin, eine „Arbeit“, die in Form von kommunikativen Aushandlungsprozessen aller Beteiligten geleistet werden muss (vgl. Linke 2010: 22). In diesem Zusammenhang stellt sich für mich also die Frage, wie sehr Paare Medien für diese „Arbeit“ einsetzen? Vielleicht stiehlt die Aneignung technisch nötigen Knowhows mehr Zeit als die Medien Koordinationsaufwand erleichtern.

Um den Alltag als wesentlichen Ort des Geschehens drehen sich auch Domestizierungstheorien oder Medienaneignungskonzepte. Neben dem starken Zusammenhang von Medien- und Alltagshandeln beschäftigen sich diese mit Integrationsprozessen neuer Technologien in die alltägliche Lebensführung (vgl. Röser 2007: 7). Wie, wo und warum werden Medien für uns zu selbstverständlichen Werkzeugen des Alltags? Auch Friedrich Krotz mischt im wissenschaftlichen Diskurs um den Domestizierungsansatz mit. Er spricht in diesem Zusammenhang allerdings wieder von Mediatisierung, die sich eben auch auf die alltägliche Lebensführung der Individuen niederschlägt (vgl. Krotz/ Thomas 2007: 31-41).

Die Domestizierungskonzepte geben viele Impulse für eine handlungstheoretische mikrosoziologische Forschungsarbeit. Allerdings greifen sie insgesamt ein wenig kurz, da sie mit der Aneignung/ Nutzbarmachung neuer Technologien auch schon enden. Doch der Einsatz von Medien und damit ihre Wirkung auf die Individuen finden auch nach einer „ersten“ Integration in den Alltag statt – viel eher möchte ich hier von fortlaufenden Prozessen ausgehen, wie Krotz sie auch in seiner Mediatisierungstheorie beschreibt (vgl. ebd., 40).

Letztlich lässt sich in den zahlreichen theoretischen Konzepten, die von einer „Wirkung“ DURCH Medienaneignung und -nutzung auf das Individuum, den Alltag und die Gesellschaft ausgehen, ein gemeinsames Element erkennen: Kommunikativer Konstruktivismus. Durch kommunikative Aushandlungsprozesse wird Wirklichkeit – Alltag, Gesellschaft, Identität, Beziehungen – konstruiert. Aber wie genau sieht solch eine Konstruktion aus und ist alles letztlich einfach konstruiert?

Keller, Knoblauch und Reichertz haben den Entwurf einer „offenen“ Theorie zum kommunikativen Konstruktivismus erarbeitet. Im Prinzip stellt er eine Weiterführung des Sozialkonstruktivismus dar mit einer leicht veränderten Akzentuierung. Kernstück ist „*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*“ von Berger und Luckmann (1966). In Krotz' Theorie der Mediatisierung, der Mediumstheorie ebenso wie in den Domestizierungskonzepten wird Wirklichkeit nicht als gegeben, sondern durch soziales Handeln – durch kommunikatives Handeln – konstruiert angenommen.

Durch ein Geflecht ineinander greifender und aufeinander bezogener sozialer Handlungen entstehen sinnhafte Institutionen, die auf die Individuen zurück wirken und dadurch ihr weiteres Handeln (mit)bestimmen. So wird soziale Wirklichkeit hergestellt (vgl. Keller et al 2013: 9f). Keller, Knoblauch und Reichertz fokussieren auf kommunikatives Handeln, bezeichnen es sogar als „*Mittelpunkt des Sozialen*“ oder auch die „*empirisch beobachtbare Seite des Sozialen*“ (vgl. ebd., 11). Sofort zeigen sich hier Parallelen zu den Annahmen von Krotz, McLuhan oder Hall's Encoding/ Decoding-Modell.

Die Aushandlungsprozesse um soziale Wirklichkeit zu erzeugen, lassen Kommunikation als tatsächlich machtvolles Instrument erscheinen. Dem möchte ich an dieser Stelle bewusst entgegenstellen, dass schon Berger und Luckmann von keiner beliebig konstruierbaren Wirklichkeit ausgehen (vgl. ebd.). Nicht alles kann „einfach so“ erschaffen werden. Die soziale Konstruktion von Wirklichkeit beruht auf gemeinsamen, reziproken Aushandlungsprozessen. Die daraus resultierenden Institutionen wirken in gewisser Weise determinierend auf weitere soziale Interaktionen und werden durch diese gleichzeitig reproduziert. Ein einzelnes Individuum, ja selbst ein gesellschaftliches Kollektiv kann daher nicht einfach beschließen eine völlig andere Wirklichkeit zu erschaffen. Dennoch möchte ich dieses Kapitel mit der Anregung schließen, dass wir als Gesellschaftswesen ohne Kommunikation nicht existieren könnten.

„Kommunikation ist [...] das Werkzeug, das von der Gattung Mensch Schritt für Schritt zur ‚Selbsterzeugung‘ entwickelt wurde und die ‚Selbsterzeugung‘ möglich machte. [...] Dieser kommunikativen Gebundenheit kann sich niemand entziehen – auch der Wissenschaftler nicht“ (ebd., 14).

4 Die Paarbeziehung

Die Paarbeziehung als besondere Form sozialer Beziehungen dient aufgrund ihres hohen Grades an Intimität und „Nähe“ der vorliegenden Arbeit als Forschungsgegenstand. Im Folgenden setze ich mich mit den gesellschafts-historischen Wurzeln von Paarbeziehungs-Modellen auseinander. Anschließend wird „die Paarbeziehung“ der Gegenwart zur Diskussion gestellt. Wie gestaltet sich eine Zweierbeziehung unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen und wie sehen ihre Kernaspekte aus? Schließlich werde ich mich der Rolle der Kommunikation in und für Paarbeziehungen widmen.

4.1 Gesellschafts-historischer Kontext

Die Geschichte einer Soziologie von Paaren ist eine relativ kurze. Lange wurde das Paar als Teilaspekt von Familie begriffen und an die Ehe geknüpft. Diese Herangehensweise ist heute längst nicht mehr passend. Zahlreiche Paarbeziehungen bestehen ohne religiöser oder staatlicher „Formalisierung“ ihres Beziehungsstatus. Das mag viele Ursachen haben, die sich auf gesellschaftlichen Wandel zurückführen lassen – zum Beispiel die mit dem Schlagwort „Individualisierung“ verbundenen Anforderungen erhöhter Flexibilität und Mobilität des Einzelnen. Solche Entwicklungen können „lebenslangen“ Bindungen entgegenstehen. Auch der Bedeutungsverlust der Religion, feministische Bewegungen und wirtschaftliche Entwicklung werden mit sinkenden Eheschließungs-Statistiken in Zusammenhang gebracht.

Nave-Herz unternimmt einen Streifzug quer durch die Geschichte der Ehe- und Familiensoziologie, aus welcher sich eine junge Paarsoziologie langsam herausentwickelt. Sie spannt einen Bogen von Riehl und LePlay, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Familie als solche erstmals beschäftigten und noch stark christlich gefärbte Wertvorstellungen miteinfließen ließen, über die erste Frauenbewegung und das nationalsozialistische Interesse an Eugenik, bis hin zu antiautoritären Ideen infolge der studentischen Protest- und Frauenbewegung der 70er Jahre. Die jüngsten Themen der Ehe- und Familiensoziologie drehen sich wie bereits vor 150 Jahren wieder um die Krise der Familie und den gesellschaftlichen Wandel. An diesem Punkt hat sich eine Abspaltung der Paarsoziologie von der Ehe- und Familiensoziologie abgezeichnet, die die konstatierten gesellschaftlichen Veränderungen deutlich widerspiegelt (vgl. Nave-Herz 2006: 9-20).

Bevor ich auf diese neuen gesellschaftlichen Umstände und daraus resultierende Veränderungen für Paarbeziehungen eingehe, diskutiere ich zuerst die Frage, wie sich der uns bekannte Typus „Paar“ entwickelt hat.

Die Partnerschaft, lange Zeit in ehelicher Form, war immer ein wesentlicher Teil familialer Systeme. Dabei ist das Wort „Familie“ im deutschsprachigen Raum noch gar nicht besonders alt. Aus dem Lateinischen „familia“, was „Gesinde“ bedeutet, wurde es erst Ende des 17. Jahrhunderts als Lehnwort ins Deutsche eingeführt (vgl. Hillmann 2007: 215; vgl. Nave-Herz 2006: 29).

Familie als soziale Gruppe ist wesentliches Träger-Element der Gesellschaft. Einerseits wird sie in ihrer Form, Größe, Funktionen etc. durch die Gesellschaft strukturiert und auf der anderen Seite sind die Spezifika dieser Lebenswelt bzw. dieses Bündels von Biografien und Lebensverläufen maßgebend an der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens beteiligt. Darin zeigt sich eine starke Wechselwirkung zwischen der sozialen Einheit „Familie“ und der

Gesellschaft als Ganzes. Familien als soziale Institutionen stehen mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen in engem Zusammenhang, beeinflussen sowie reproduzieren sich gegenseitig (vgl. Hillmann 2007: 215).

Eine allgemein gültige Definition von Familie zu liefern ist unmöglich, da sich sehr viele unterschiedliche soziale Gruppen als solche bezeichnen (vgl. 5.Familienbericht 2010: 21). Heute hat sich im Allgemeinen das Verständnis der „westlichen“ Kernfamilie der Moderne (in Folge der Industrialisierung) durchgesetzt – auch wenn dieser Typus längst nicht den vielfältigen Familienformen der Gegenwart (Schlagwort „Patchwork“) gerecht wird. Eben diese „Kernfamilie“ umfasst ein Ehepaar mit leiblichen oder adoptierten Kindern – die biologische Reproduktion ist also wesentliches Strukturelement. (vgl. Giddens 1999: 183). Jedes Familiensystem lässt sich in zumindest zwei Generationen ausdifferenzieren. Darüberhinaus ist die Familie als soziales Gefüge auch durch ein spezielles „Kooperations- und Solidaritätsverhältnis“ gekennzeichnet. Damit erfüllt sie wesentliche soziale Aufgaben wie die Sozialisation durch die Erziehung von Kindern und Weitergabe von Ritualen und Traditionen. Nave-Herz führt in diesem Zusammenhang sogar die Aufgaben „psychische und physische Regeneration“ an. Emotionale Bedürfnisbefriedigung wird schon seit der Trennung von Arbeits- und Freizeit im Zuge der Industrialisierung der Familie zugeschrieben. Im Schoße der Familie sollen sich die Menschen erholen (vgl. Nave-Herz 2006: 30,86-99).

Die Trennschärfe zwischen „rationaler Arbeit“ und „emotionalem Familienleben“ ist aber zu hinterfragen, denn nebst der Tatsache, dass die Familie ebenso Konfliktpotential birgt und „Spannungen“ erzeugt – nicht nur jene der Arbeitswelt abbaut – zeigt sich in der heutigen wirtschaftlichen Entwicklung wieder eine zunehmende Emotionalisierung (Boltanski/ Chiapello 2003: 130f). Die berufliche Tätigkeit eines Menschen und seine „Freizeit“ sind im Begriff ihre Grenzen wieder etwas aufzuweichen und in einander zu greifen.

Mit diesem Einblick in Familiensysteme wird der Stellenwert von Eheschließungen für eine Gesellschaft noch deutlicher. Die Ehe als Rechtsinstitution bemächtigte durch ihren formalen rechtlichen Charakter den Bevölkerungs- und FamilienpolitikerInnen, früher der Kirche, soziale Funktionen der Familie zu beeinflussen (vgl. Hillmann 2007: 167). Dieser Einfluss schwindet heute, da eine rechtliche Legitimation für die Paarbildung oder Familiengründung an Bedeutung verliert.

Umgekehrt bot die legitimierte und bezeugte Eheschließung den Individuen die Möglichkeit ein Stück weit in die soziale Ordnung einzugreifen und soziale Beziehungen innerhalb eines Familien- bzw. Verwandtschaftssystems neu zu regeln oder sich gar in der Gesellschaft neu zu positionieren. (vgl. Nave-Herz 2006: 24-27).

Grundsätzlich lässt sich „Ehe“ folgendermaßen definieren:

„Mit Ehe bezeichnet man (1.) eine durch Sitte und/ oder Gesetz anerkannte, auf Dauer angelegte Form gegengeschlechtlicher sexueller Partnerschaft. Weiterhin ist (2.) ein wesentliches Strukturmoment aller Ehen, auch der heutigen, dass sie über das Paarverhältnis auf Familie hinausweist.“ (Nave-Herz 2006: 24)

Diese Definition liefert ein relativ abstraktes begriffliches Instrument für die Untersuchung von derartigen sozialen Beziehungsformen und umspannt selbst kulturell unterschiedliche und historische Eheformen. Allerdings schließt sie zum Beispiel homosexuelle Ehen aus und büßt damit an Aktualität ein.

Nicht minder wichtig für eine Auseinandersetzung mit der Geschichte von Paarbeziehungen – konkret der Ehe – ist das Konzept der Liebe. Das Ideal der romantischen Liebe ist Produkt der Moderne und setzte sich erst allmählich zum Dreh- und Angelpunkt von Ehe und Paarbeziehung durch (etwa ab dem 18. Jahrhundert). Damit löste es wirtschaftliche, existentielle Kriterien bei der Partnerwahl ab (vgl. Giddens 1999: 154f).

Liebe in ihren unterschiedlichsten Formen kann heute sehr vielen verschiedenen sozialen Beziehungen zugrunde liegen (zum Beispiel Eltern-Kind-Beziehungen etc.). Der Ausdruck „romantische Liebe“ lässt das Liebeskonzept in Paarbeziehungen etwas enger fassen und dient der vorliegenden Arbeit als Verweis auf die Liebe innerhalb einer Paarbeziehung.

Warum also musste man plötzlich „verliebt“ sein, um eine Beziehung einzugehen oder zu heiraten? Diskussionen der Gründe für das heute dominierende Ideal der romantischen Liebe sind vielfältig – wirtschaftliche Veränderungen aufgrund technischen Fortschritts und Veränderungen der politischen Systeme während zugleich religiöse Sanktionen an Bedeutung verlieren etc. Durch diese soziokulturellen Veränderungen entstand ein soziales Umfeld, welches das Leben „alleine“ einfacher und attraktiver machte, den sozioökonomischen Druck auf das Individuum verringerte.

Der „affektive Individualismus“, so Giddens, sei bezeichnend für diese Entwicklung. Die Einzelperson und die Erfüllung ihrer Bedürfnisse rückten ins Zentrum. Der Partner oder die Partnerin wurde „frei“ gewählt, nach persönlicher Sympathie, Anziehung etc. (vgl. Giddens 1999: 154f). Doch das Ideal der romantischen Liebe birgt zahlreiche „Konsequenzen“ für das Paar, so zum Beispiel Exklusivität, einen hohen Grad an Intimität, Zuwendung in physischer wie psychischer Hinsicht (all dies bedingt auch einen hohen Grad an Kommunikation innerhalb des Paares), sexuelle Bedürfnisbefriedigung etc. Auch Treue und gegenseitige Zufriedenstellung, die bis zur Aufopferung führen kann, sind zentrale Implikationen (vgl. Nave Herz, 144).

Diese Ansprüche an die Liebesbeziehung haben seit Beginn der Moderne stetig zugenommen und werden von manchen WissenschaftlerInnen als potentielles Risiko für den dauerhaften Erhalt von Paarbeziehungen der Gegenwart interpretiert (z. B. vgl. Giddens 1999, 157).

Dabei fragt sich, wie man diesen diffusen Begriff „Liebe“ überhaupt fassen soll? Giddens sieht Liebe als Prozess und will „romantische Liebe“ nur als eine von mehreren möglichen Phasen einer Paarbeziehung begreifen. (vgl. Giddens 1993, zit. nach Nave-Herz 2006: 144). Nave-Herz diskutiert diesbezüglich das Konzept der „partnerschaftlichen Liebe“. Es soll der individualisierten Gesellschaft mit ihren Leitsätzen von „Selbstverwirklichung“ und mehr personeller Freiheit eher entsprechen. Die postulierten Ansprüche an eine Ehe im Sinne der romantischen Liebe wären demnach nicht mehr alltagstauglich. Nur noch der Aufbau bzw. die anfängliche Phase einer Paarbeziehung wäre von romantischer Liebe geprägt, welche in die partnerschaftliche Liebe übergeht (vgl. ebd.).

Damit konkurriert die These von Burkart und Koppetsch, sie nehmen auch für gegenwärtige Paarbeziehungen das romantische Liebesideal an. Partnerschaftliche Liebe, so Burkart und Koppetsch, würde diesem entgegenstehen, da es eine andere Form des Austauschs darstellt. Es geht nicht mehr um ein gegenseitiges „Beschenken“ von Zuwendung o. a., sondern um ein Tauschen von wertbemessenen „Gütern“ (materieller wie immaterieller Natur). Dass die Ehe dennoch verschiedene Liebes-Phasen durchläuft, stellt allerdings auch für Burkart und Koppetsch eine zentrale These dar – nur eben nicht in „partnerschaftlicher Weise“ (vgl. ebd., 145).

Jean-Claude Kaufmann hat in diesem Zusammenhang einen neuen Idealtypus der Sexliebe vorgestellt, den er als Konkurrenten des Ideals romantischer Liebe interpretiert (vgl. Schulz 2012: 834). Sexualität sieht er als von der Liebe emanzipierte Freizeitbeschäftigung und deklariert diese Entwicklung als neuartiges Phänomen. Bisher seien ihmzufolge beide Konzepte stets eng miteinander verbunden gewesen. Diese Argumentation hinkt einwenig, da die Geschichte keineswegs eine derartige gegenseitige Bedingtheit von Liebe und Sexualität zeigt. Zwar hat insbesondere die Kirche (und zeitweise auch ein höfischer Duktus/ Ideale der bürgerlichen Schicht der Moderne) diese enge Verknüpfung als Leitbild vorgegeben, doch die historische Realität wich immer schon mehr oder weniger davon ab.

Voreheliche Sexualität, Prostitution, Affären etc. waren stets Teil gesellschaftlicher Ordnungen. Erst in der jüngsten Geschichte westlicher Kultur ist dieser Zusammenhang nicht mehr von der Hand zu weisen. Neuartig erscheint allerdings der Aspekt der Liebe auf Zeit, wie sie Kaufmann im Zuge seines Idealtypus umreißt (vgl. Schulz 2012: 834).

„Liebe“ wird Momenten sexueller Intimität wie eine Marke aufgeklebt, die das Ablaufdatum bereits von Anfang an mitliefert. Dieser Umstand ist sicherlich auf die sehr attraktiv gewordene Unverbindlichkeit in der heutigen Gesellschaft zurückzuführen.

Die Verknüpfung sexueller Begegnungen mit „Liebe“ verweist aber auch auf den nach wie vor dominierenden kulturellen Code „romantischer Liebe“. Die meisten Menschen haben anscheinend das Bedürfnis im Ausleben ihrer Sexualität diesen Code in irgendeiner Form aktiviert zu sehen – vielleicht könnte man diesbezüglich von der „Liebe light“ sprechen. Das romantische Liebesideal in seinem vollen Umfang, mit Exklusivitätsansprüchen, erarbeiteter Vertrauensbasis und Dauerhaftigkeit, wird allmählich zu umständlich um noch zur Gänze umgesetzt zu werden.

Dieses Phänomen passt allerdings besser auf zwischenmenschliche Begegnungen die nicht eine Paarbeziehung per Definition darstellen. Denn für „richtige“ Paare gilt eher ein enormer Bedeutungszuwachs emotionaler Bindung. Nave-Herz geht davon aus, dass die soziale Konvention der „Liebe“ zu Idealisierungen und Unterdrückung negativer Emotionen führen (vgl. Nave-Herz 2006, 146). Wenn man sich entscheidet in einer Paarbeziehung zu leben, will man das „ganze“ Paket und erhebt verstärkten Anspruch auf die emotionale Bedürfnisbefriedigung durch den Partner. Dieser Punkt ist besonders für die vorliegende Forschungsarbeit interessant. Wie groß gestaltet sich die Kluft zwischen der Realität des Paares und der idealisierten Beziehung? Wie sehr werden virtuelle Räume zur Inszenierung romantischer Liebe von den Paaren verwendet? Insbesondere im Bereich sozialer Plattformen wie Facebook kann viel an (Re-)Präsentationsarbeit der Paarbeziehung geschehen. Das Verhältnis zwischen diskursiver Idealisierung und Paarwirklichkeit kann mit dieser Arbeit vielleicht ein Stück weit aufgedeckt werden.

Doch auch wenn die romantische Liebe heute Leitmotiv für das Eingehen und Aufrechterhalten einer Paarbeziehung darstellt, so bestehen in diesem Zusammenhang auch andere wirksame Motive, die nicht vernachlässigt werden dürfen. In Österreich zeigt sich zum Beispiel in Bezug auf die soziale Herkunft (Schichtzugehörigkeit) und die Bildung ein relativ hoher Grad an Eehomogamie. Paare entstammen in den meisten Fällen der gleichen Schicht und besitzen ein ähnliches Bildungsniveau (vgl. Lenz 2009: 73ff).

Damit sind sozioökonomische Einflussfaktoren bei der Paarbildung nicht wegzudenken. Die Dominanz des Liebesmotivs soll damit allerdings nicht in Frage gestellt werden. Die Auswahlmöglichkeiten potentieller PartnerInnen sind innerhalb einer Schicht bzw. eines Bildungsniveaus sehr groß und die Partnerwahl daher relativ „frei“ möglich (vgl. Lenz 2009: 76).

4.2 Die „typische“ Paarbeziehung

An den Anfang dieses Abschnittes möchte ich nochmal die eingangs vorgestellte Definition eines Paares nach Karl Lenz, einem Paarsoziologen der ersten Stunde, stellen:

„Unter einer Zweierbeziehung soll ein Strukturtypus persönlicher Beziehung zwischen Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts verstanden werden, der sich durch einen hohen Grad an Verbindlichkeit (Exklusivität) auszeichnet, ein gesteigertes Maß an Zuwendung aufweist und die Praxis sexueller Interaktion – oder zumindest deren Möglichkeit – einschließt.“ (Lenz 2009: 48)

Dem möchte ich noch hinzufügen, dass Lenz unter persönlichen Beziehungen, all jene sozialen Beziehungen zusammenfasst, die

- 1.) emergente Eigenschaften,
- 2.) ein Moment der personellen Unersetzbarkeit,
- 3.) das Ideal von Kontinuität und Dauerhaftigkeit sowie
- 4.) einen beziehungspezifischen Wissensvorrat besitzen. (vgl. ebd., 42-44).

Darunter lassen sich zum Beispiel Freundschaften oder Verwandtschaftsbeziehungen ebenso wie Paarbeziehungen subsumieren. Letztgenannter „Strukturtypus“ soll sich allerdings per Definition aufgrund der möglichen Praxis sexueller Interaktion und einem gesteigerten Maß an Verbundenheit/ Zuwendung von anderen persönlichen Beziehungen unterscheiden. Diese „Besonderheiten“ sind meines Erachtens nach zu hinterfragen. Erstens ist sexuelle Interaktion prinzipiell auch in persönlichen Beziehungsformen möglich, die von den Beteiligten nicht als „Paarbeziehung“ definiert werden – dem könnte man entgegenhalten, dass die subjektive Einschätzung des gelebten Beziehungsstils nicht der soziologischen Definition dieser Beziehung entsprechen muss.

Dennoch erscheint seine Formulierung in diesem Punkt schwammig, da sexuelle Interaktion prinzipiell in allen Strukturtypen sozialer Beziehungen möglich ist – Freundschaften, Arbeitskollegen, sogar bei Geschwisterbeziehungen (Inzest verstößt zwar gegen soziokulturelles Programm unserer Gesellschaft, ist deshalb aber nicht unmöglich).

Zweitens, selbst wenn man argumentiert, dass der eben diskutierte Aspekt nur in Kombination mit dem erhöhten Maß an Zuwendung und Verbundenheit zu dem entscheidenden Unterschied führt, lassen sich auch hier einige Schwachpunkte aufdecken.

Freundesbeziehungen oder auch Geschwisterbeziehungen können einen höheren Grad an Zuwendung aufweisen als Paarbeziehungen. Im Bezug auf den Exklusivitäts-Anspruch steht zumindest die Geschwisterbeziehung einer Paarbeziehung in nichts nach.

Diese Diskussion zeigt, wie schwierig es ist für ein derartiges Beziehungskonzept eine eindeutige Definition zu finden oder einzigartige Merkmale herauszustellen. Der abgesteckte Rahmen von Lenz eignet sich für die vorliegende Arbeit dennoch besser als die Ehe-Definition die ich im Zuge der historischen Auseinandersetzung mit Paarbeziehungsmodellen angeführt habe. Auch wenn aufgrund des rechtlich-formalen Charakters der Eheschließung die Paarbeziehung eindeutig von anderen Formen persönlicher Beziehung unterschieden werden könnte, braucht es für eine aktuelle Untersuchung von Paaren eine Konzeption, die auf diesen Aspekt verzichten kann. Immerhin sind die Zahlen nichtehelicher Lebensgemeinschaften zwischen 1985 und 2011 um etwa 78 Prozent gestiegen, bei einem Bevölkerungswachstum von etwa neun Prozent (vgl. Statistik Austria 2012).

Doch welche Aspekte abgesehen vom Rechtsstatus unterscheiden eine Ehe noch von einer „nicht ehelichen Paarbeziehung“? Für Nave-Herz sind diese beiden Formen jedenfalls grundlegend verschiedene Dinge. Wie bereits aus ihrer Ehedefinition hervorgeht, weist eine Ehe immer über sich hinaus auf Familiengründung und streicht den Aspekt der Dauerhaftigkeit stärker hervor (vgl. Nave-Herz 2006: 103-11). Diese Merkmale kann man für eine nicht-eheliche Paarbeziehung genausowenig ausschließen, wie man sie für eheliche Paarbeziehungen voraussetzen kann. Für die gegenwärtige Situation in Österreich zeigt sich zwar, dass die Ehe nachwievor die dominante Paarform darstellt, wenn eine Familie gegründet wurde/ geplant wird – aber die sinkenden Eheschließungszahlen machen einmal mehr deutlich, dass es sich hier um soziokulturelle Muster handelt, die im Wandel begriffen sind (vgl. Statistik Austria 2012).

Die neuen Anforderungen der Erwerbsarbeit stellen Menschen auch in ihrem Privatleben vor neue Herausforderungen. Mit den Schlagworten „Globalisierung“ und „Individualisierung“ diskutieren viele SozialwissenschaftlerInnen die notwendig gewordene Flexibilität, Mobilität und offene Zukunftsplanung des Einzelnen und wie unter diesen Umständen trotzdem Intimität und soziale Nähe erfahrbar werden. Modelle sozialer Beziehungen werden dahingehend „umgebaut“ und auch auf die einzelnen Lebensphasen abgestimmt (z.B. längere Ausbildungsphase junger Menschen) (vgl. Nave-Herz 2006, 106).

Natürlich möchte ich nicht außer Acht lassen, dass die Ehe aufgrund ihres rechtlichen Status weitere Aspekte impliziert, wie die Güterverwaltung des gemeinsamen Wohnsitzes oder den Nachnamen etc. die einer nicht-ehelichen Paarbeziehung fehlen – doch auch hier zeigt sich eine zunehmende Auflösung bisher als selbstverständlich angenommener Regelungen

(Eheverträge zum Schutz des individuellen Besitztums, kein gemeinsamer Nachname mehr usw.). Nave-Herz unterscheidet auch im Hinblick auf das Zustandekommen zwischen Ehen und nichtehelichen Paaren. Ehen geht eine bewusste Entscheidung voraus und die Absicht auf Dauerhaftigkeit. Nichteheliche Lebensgemeinschaften sind Nave-Herz zufolge „zufällig“ zustandekommen und auf eine prinzipiell offene Zukunft ausgelegt. (vgl. Nave-Herz 2006, 104-111).

Auch diesen Argumenten lässt sich einiges entgegensetzen, doch sie verdeutlichen den Punkt, auf den ich hinaus will: Für mich zeigt sich in der Diskussion um Unterschiede zwischen Ehen und nichtehelichen Paaren – ihrer festgelegten Exklusivität, Selbstdefinition, Absicht auf Dauer etc. – dass sie sich nicht als unterschiedlich starke Ausprägungen auf derselben Skala ablesen lassen, sondern viel mehr zu nebeneinander rangierenden Modellen wurden.

Eine zunehmende Anzahl an Paaren lebt heute auch in getrennten Haushalten – Lenz spricht diesbezüglich von der sogenannten „living-apart-together“-Beziehung oder „Distanzbeziehung“ und definiert diese unabhängig davon ob das Paar verheiratet ist oder nicht (vgl. Lenz 2009: 21). Paare mit getrenntem Haushalt sind zwar häufiger unverheiratet, besonders interessant scheint diese Form allerdings auch für Geschiedene/ Verwitwete zu sein (vgl. ebd.). An meiner Studie haben ebenso verheiratete wie unverheiratete Paare teilgenommen, Paare mit gemeinsamen Haushalt und getrenntem Haushalt, Paare mit Kindern und kinderlose Paare.

Mechanismen einer Paarbeziehung

Wie genau gestaltet sich nun eine Paarbeziehung, nach welchen Regeln ordnet sich dieser Strukturtyp sozialer Beziehung? In jedem Fall wurde klar, dass es sich dabei typischerweise um eine Dyade, also um ausschließlich zwei Personen handelt (in Bezug auf die gegenwärtige westliche Gesellschaft). Die Beziehung zweier Individuen zueinander lässt bereits mehrere soziologisch interessante Themen zu Tage treten: Emotionen, Machtverhältnisse und damit eng verbunden Geschlechterverhältnisse. Diese Konzepte haben in einem dynamischen prozesshaften Gefüge wie der Paarbeziehung zu jeder Zeit einen gewissen Einfluss, der sich mit der Beziehung verändern kann.

Lenz hat im Zuge seines Theorie-Entwurfs einer Soziologie der Zweierbeziehungen den prozesshaften Charakter von Paarbeziehungen untersucht und dabei ein 4-Phasenmodell herausgearbeitet:

1. Aufbauphase
2. Bestandsphase
3. Krisenphase:
4. Auflösungsphase (vgl. Lenz 2009: 68f)

Sein Modell beschreibt keinen starren Ablauf sondern stellt mögliche und kombinierbare Stadien eines Paares dar. Darüber hinaus müssen auch nicht beide Beziehungspartner zugleich von einer in die nächste Phase wechseln, sondern können sich zeitlich versetzt und in unterschiedlichen Stadien entwickeln. Markiert werden die einzelnen Übergänge durch sogenannte Schwellenwendepunkte – bedeutsame Ereignisse mit transformierendem Charakter, die zumindest eine Person der Paarbeziehung erlebt, wie zum Beispiel soziobiografische Einschnitte (Jobwechsel, Ausbildung, Geburt eines gemeinsamen Kindes) (vgl. ebd., 68f, 89).

Solche Aufschlüsselungen in einzelne Phasen sind gängige Praxis bei der Beschreibung von Paarverläufen, doch das ist nicht ganz unproblematisch. Wie eindeutig können Personen-im-Paar einer Phase zugewiesen werden und wie klar lassen sich solche Phasen von einander abgrenzen? Die vielen Möglichkeiten, die die heutige Gesellschaft bietet erfordern bereits vom Einzelnen große Koordinations- und Entscheidungsleistung. Das Paar hat dementsprechend doppelte Organisationsarbeit zu bewältigen und die Abstimmung unterschiedlicher Lebenskonzepte ist ein permanenter Prozess, der sich nicht so einfach in einzelne Phasen abstecken lässt (vgl. Ruiner 2010: 16).

Doch es ist davon auszugehen, dass eben diese Abstimmungsleistung insbesondere in Bezug auf markante soziobiografische Einschnitte zu erfolgen hat – das Konzept der Schwellenwendepunkte macht demnach durchaus Sinn. Lenz versucht mit der Akzentuierung auf die Ungleichzeitigkeit der Phasen und die prinzipielle Unterbrechung/ Ablösung einer Phase durch die andere eben diesen Kritikpunkten Rechnung zu tragen.

Wie auch immer der Verlauf der Paarbeziehung konkret aufgeschlüsselt wird, am Anfang steht die Beziehungsaufnahme, das „Kennenlernen“, und am Ende die Beziehungsauflösung entweder durch Trennung oder den Tod. Für die Beziehungsaufnahme wie die Trennung können nur in den seltensten Fällen (mit Ausnahme des Ablebens einer Person) konkrete Zeitpunkte genannt werden, da unterschiedlichste Bezugsmomente dafür herangezogen werden – und zwar ebenso in der sozialwissenschaftlichen Betrachtung wie von den Paaren selbst. Zum Beispiel das Kennenlernen, das erste Treffen, der erste Kuss oder ein bestimmter Moment, der zur Entscheidung geführt hat, die „Freundschaft“ in eine „Paarbeziehung“ zu überführen etc.

Im Fall der Trennung können der Zeitpunkt der „inneren“ Entscheidung zur Trennung, die dem Partner oder der Partnerin mitgeteilte Trennungsabsicht, die Bekanntgabe der Trennung im sozialen Umfeld etc. solche Bezugsmomente sein.

Im Verlauf einer Paarbeziehung steht zu Beginn die Notwendigkeit eines erhöhten Informationsaustausches. Durch „Selbstenthüllung“ und das wechselseitige Offenlegen persönlicher Details können Intimität und Vertrautheit gewonnen werden. Diese reziproken Prozesse der Selbstpräsentation vergrößern den gemeinsamen Wissensvorrat, den ein Paar dringend benötigt um gemeinsame Handlungsroutinen zu entwickeln und Erwartungssicherheit in Bezug auf das Verhalten des jeweils anderen zu erlangen (vgl. Lenz 2009: 87f). Der Beziehungsbeginn stellt für den Großteil der Paare ein zentrales Ereignis dar, welches nachhaltig auf die gesamte Paarbeziehung wirkt und immer wieder aktiv vergegenwärtigt wird – auch noch Jahre später.

Ruiner bezeichnet die Bestandsphase einer Paarbeziehung als ihren „Kern“ weil sie am längsten andauert (vgl. Ruiner 2010: 220). Ihr Augenmerk liegt aber nicht nur deshalb auf dieser Phase, sondern auch weil darin die Mechanismen zur Aufrechterhaltung und Weiterführung von Paarbeziehungen die wichtigste Rolle spielen (vgl. ebd., 220f). Wie Lenz geht auch sie davon aus, dass die Bestandsphase mit der subjektiven Definition der Paare als solche beginnt. Damit wird der traditionelle „Schwellenwendepunkt“ Heirat abgelöst (vgl. Lenz 2009: 104f). Handlungsroutinen und Verhaltensmuster sind etabliert, müssen aber fortlaufend aktualisiert und den biografischen sowie situativen Anforderungen angepasst werden.

Eng in Zusammenhang mit diesen Synchronisierungs-Aufgaben und der gemeinsamen Alltagsorganisation steht auch das gängige Geschlechterverhältnis. Wie stark Paare auf traditionelle Rollenbilder zurückgreifen oder sich um eine egalitäre Aufgabenverteilung bemühen, fordert erneut diskursive Aushandlungsarbeit von ihnen. Trotz des vorherrschenden Gleichheitsideals fällt der Frau meist der größere Anteil an Hausarbeit zu – eine Diskrepanz zwischen Diskurs und sozialer Wirklichkeit, die in aller Munde ist. Insbesondere bei Familiengründung kommt es zu einem verstärkten Rückgriff auf traditionelle Rollenvorlagen (zumeist aufgrund der Erwerbsunterbrechung der Frau). Die ungleiche Arbeitsteilung wird aber nur selten von den Paaren als ungleiche Machtverteilung innerhalb der Beziehung problematisiert. Dabei spielt wie bereits angesprochen Macht auch in Paarbeziehungen eine bedeutende Rolle, ist sie doch dem gelebten Geschlechterverhältnis implizit.

Lenz will in seiner Soziologie einer Zweierbeziehung dafür sensibilisieren, dass die Machtdynamik innerhalb eines Paares mehr als die bloße Summe von Siegen und Niederlagen ist, die zur Unterordnung einer Person führt. Beide verfügen über Macht und können durch verschiedene wandelbare Taktiken ihre Interessen durchsetzen, auch wenn gewisse Machtverteilungen strukturell vorgegeben sind (vgl. Lenz 2009, 122).

Inmitten dieser vielfältigen Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse kann ein Paar auch in beziehungsgefährdende Krisen schlittern, die in einer paarsoziologischen Diskussion nicht unbeachtet bleiben dürfen. Als Krise bezeichnet Lenz ausschließlich solche Phasen, die eine Trennung zu einem ernsthaften realistischen Szenario für zumindest eine Person machen. Er räumt aber auch die Möglichkeit ein, dass eine positive Krisenbewältigung zur Festigung der Paarstabilität beitragen kann. Und wieder scheint die Rezeptlösung Kommunikation, denn durch das gemeinsame Entwickeln von paarspezifischen Konfliktvermeidungs-Regeln können potentielle Krisen abgefedert werden, aber auch absichtlich angestachelt (vgl. Lenz 2009: 134-146).

Letztlich entscheiden die individuellen Fähigkeiten zur Flexibilität in der biografischen „Bastelarbeit“ über die Stabilität einer Beziehung (vgl. Ruiner 2010: 223). Da die sogenannten Schwellenwendepunkte heute zu planbaren Optionen des Einzelnen geworden sind, können die daraus resultierenden stärkeren Divergenzen zweier Biografieentwürfe eine Krisenbewältigung erschweren. Die Bereitschaft der Individuen ihre Vorstellungen aufeinander abzustimmen, zu synchronisieren, bezeichnet Ruiner sogar als „Glue“ einer Paarbeziehung (vgl. ebd., 225).

Einziger Unterschied zwischen einer Krisenphase und einer Auflösungsphase ist nach Lenz die Trennungsabsicht, die im letzten Fall definitiv vorhanden ist, während in der Krisenphase auch von beiden Personen-im-Paar eine Aufrechterhaltung der Beziehung gewünscht sein kann (vgl. Lenz 2009: 161f). Nach einer Trennung ist der gemeinsame paarspezifische Wissensvorrat obsolet geworden und das „neue“ Leben alleine bedarf einer Umstellung in der Alltagsorganisation, meistens auch im sozialen Netzwerk und darüberhinaus in der Auseinandersetzung mit der eigenen Identität. Damit sind wieder individuelle Konstruktionsleistungen in Bezug auf das Selbst und die soziale Wirklichkeit gefordert.

Die Liebesschablone für Paare

Wie bereits erwähnt und allseits bekannt, stellen Emotionen einen wesentlichen Baustein heutiger Paarbeziehungen dar. Der dargelegte kulturelle Code der romantischen Liebe zeigt allerdings noch nicht, wie Liebe von den Paaren konkret hergestellt/ empfunden wird und

welche Rolle andere Emotionen für Paare spielen. Tatsache ist, dass in Paarbeziehungen ebenso wie in anderen sozialen Beziehungen eine breite Palette an Emotionen vorkommt – von Freude bis zu Wut und Hass. Aus der Perspektive der konstruktivistischen Emotionssoziologie sind soziale Faktoren nicht bloße Auslöser biologisch begründeter Gefühlslagen sondern soziokulturelle Phänomene, die zum Einen tagtäglich (re-)produziert werden müssen (Hinweis auf den „Practical Turn“: Emotionen müssen „getan“ werden) und zum Anderen kulturell geprägt sind (vgl. Scherke 2009: 81).

Arlie R. Hochschild hat für die Erforschung von Emotionen zwischen „surface-acting“ und „deep-acting“ differenziert (vgl. Hochschild 1979: 558). Bei Handlungen des ersten Typs dreht es sich um einen „gespielten“ Ausdruck gewisser Emotionen, angeleitet von kontextgebundenen sozialen Regeln – zum Beispiel das Zeigen von Trauer auf der Beerdigung eines entfernten Bekannten. Im Fall des „deep-acting“ ist der emotionale Ausdruck von Spontanität gekennzeichnet und das Individuum versucht das entsprechende Gefühl in sich zu erzeugen. Wie das gezeigte Gefühl vom Umfeld interpretiert wird, steht dabei nicht im Vordergrund, auch wenn das Zurückgreifen auf „Vorlagen“ für bestimmte Gefühle und die Erwartungshaltung gegenüber dem reagierenden Umfeld nicht wegzudenken sind (vgl. Lenz 2009: 269). Hochschild bezeichnet jene „deep-actings“ als Emotionsarbeit. Es wird aktiv versucht, situativ „passende“ Emotionen tatsächlich in sich hervorzurufen, um im Gefühlsausdruck authentisch zu sein.

Auch bei „deep-acting“ wirken sozial gelernte Gefühlsregeln (situationsabhängig) und Darbietungsregeln (wie soll ein Gefühl gezeigt werden). In diesem Zusammenhang stellt sich das social web mit neuen Möglichkeiten Gefühle auszudrücken wieder einmal als besonders interessant dar. Die starke Zunahme schriftlicher oder bildlicher Alltagskommunikation (insbesondere für jüngere Generationen) könnte eine Veränderung in der Gefühlsinterpretation/ und Darbietung bewirken – diese zumindest in gewisser Weise erweitern.

Die Diskrepanz zwischen dem momentan vorhandenen Gefühlserleben und dem „Wissen“, wie man sich in der Situation fühlen sollte, wollen die Akteure stets ausgleichen. Durch Sozialisation sowie Belohnungs- und Sanktionserfahrungen im Alltag werden diese Praktiken von kulturellen Vorgaben abgeleitet, in das Verhalten integriert und permanent reproduziert (vgl. Scherke 2009: 92-98). Auch die Liebe in Paarbeziehungen wird auf Basis des kulturellen Codes der romantischen Liebe in der alltäglichen Emotionsarbeit der Paare konstruiert. Zusammengefasst inszeniert jedes Paar mehr oder weniger die kulturelle Schablone romantischer Liebe innerhalb der Beziehung und (zumeist) verstärkt auch für die „Außenwelt“.

Virtuelle Räume geben dafür natürlich einen geeigneten erweiterten Raum. Aus der Paarperformance auf Facebook sollten sich Veränderungen soziokultureller Folien des aktuell vorherrschenden Liebesideals deutlich erkennen lassen.

4.3 Zur Rolle der Kommunikation in Paarbeziehungen

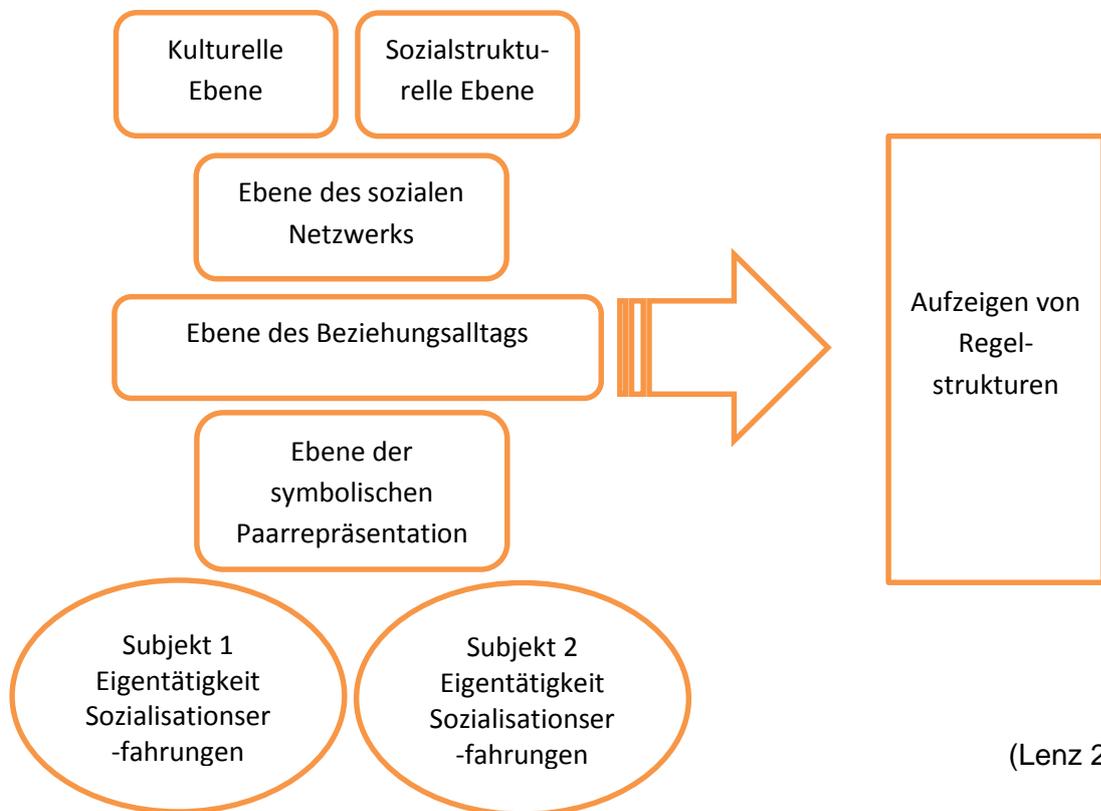
Nach dem wesentliche Konzepte über den Verlauf von Paarbeziehungen besprochen wurden, möchte ich anschließend stärker auf das kommunikative Handeln der Paare eingehen. Paarbeziehungen besitzen ebenso wie Familien institutionellen Charakter. Sie entwickeln routinierte Handlungsabläufe und erzeugen dadurch eine gemeinsame Wirklichkeitsordnung. Diese müssen sie durch laufende verbale sowie non-verbale Kommunikation stabilisieren. Die „Konstruktionsarbeit“ der Paare reduziert Handlungs- und Verhaltensunsicherheiten und verstärkt damit die subjektive Wahrnehmung einer gemeinsamen Wirklichkeit (vgl. Prutsch-Kalchschmied 2008: 39). Damit zeigt sich wieder deutlich die Relevanz, die Kommunikationstechnologien für das Leben eines Paares haben können.

Insbesondere im Anfangsstadium einer Paarbeziehung ist die Produktion und Festigung einer gemeinsamen Wirklichkeit und „Wir“-Identität von großer Bedeutung und wird verstärkt gefordert. Hier greift das Konzept der Eigengeschichten von Maja Maier (Maier 2008). Durch die Erzählung der gemeinsamen Geschichte eines Paares kann dieses seine Paaridentität konstruieren und erhalten. Die Narration verändert sich mit der Zeit und ist von der momentanen Situation und der Beziehungsphase abhängig. Die Paargeschichte bildet daher ein elementares Instrument zur Stärkung und Objektivierung der Beziehung. Bei Paarinterviews muss die erzählte Paargeschichte immer vor dem Hintergrund der „verklärenden“ stabilisierenden Konstruktionsarbeit des Paares gedeutet werden – ein Bezug zur aktuellen Beziehungsphase erweist sich darüber hinaus als sinnvoll (zum Beispiel erzählen Paare in der Auflösung ihr „Zusammen-Kommen“ anders, als wenn sie in der Bestandsphase wären).

Lenz hat ein sehr hilfreiches Analysemodell für Zweierbeziehungen entworfen und benennt im Zuge dessen die notwendige Erarbeitung eines gemeinsamen Symbolrepertoires. Durch diesen Pool gemeinsamen Symbolwissens kann die institutionelle Ordnung hergestellt und erhalten werden (im Analysemodell wird dies durch die „Ebene der symbolischen Paarrepräsentation“ dargestellt). Über die fortlaufende „Konstruktion“ einer Eigengeschichte des Paares hinaus haben hier auch Fotografien, gefeierte Jahrestage, Gegenstände mit besonderem Wert (Partnerschaftsringe/ Beziehungskerze etc.) oder sonstige Besonderheiten (z.B. auch sprachlich: Cose-Namen) Platz (vgl. Lenz 2009: 56f).

Auch die Einbettung des Paares in ein soziales Gefüge kann einen erheblichen Beitrag zur Paaridentität¹ liefern. Auch hier zeigt sich ein wesentlicher Aspekt der Forschungsthematik: Welchen Einfluss haben neue Kommunikationstechnologien darauf? Wie wirken sich mediale Kommunikation, die virtuelle Vernetzung und ihre Möglichkeiten auf die Paarbeziehung bzw. die Konstruktion der Paar-Identität aus? Wenn der Paarbeziehung ein öffentlicher Auftritt gegeben wird, wie es in Facebook häufig geschieht, gibt dies dem sozialen Umfeld die Möglichkeit das Paar permanent zu thematisieren und damit in seinem Bestehen zu bestärken, oder aber durch häufige Kritik oder Ähnliches zu destabilisieren. Lenz Analysemodell verdeutlicht all die ausführlich dargelegten soziologischen Aspekte von Paarbeziehungen.

Abbildung 4: Modell der Zweierbeziehung



¹ Mit „Paaridentität“ sei nochmals ausdrücklich darauf verwiesen, dass ein Paar – bestehend aus zwei vorhandenen Subjekten mit ihren jeweiligen Selbstentwürfen – im Zuge der Paarbildung und den damit einhergehenden Konstruktionsprozessen einer gemeinsamen Wirklichkeit, gestützt durch ein soziales Netzwerk und ein gemeinsames symbolisches Repertoire (Eigengeschichte) zu einem „Wir“-Entwurf gelangt (vgl. ebd., 56).

Für die Analyse von Paarbeziehungen zeigt sich ebenso wie für die Analyse von „Medienwirkung“ die Ebene des Beziehungsalltags als besonders attraktiv. Zusammengefasst schlagen sich hier die individuellen Möglichkeiten der Lebensplanung („Bastelbiografien“) und „Sozialisationserfahrungen“ nieder. Der gemeinsam erarbeitete Symbol-Pool der Paare wird deutlich, die Einbettung in das soziale Netzwerk und ebenso die Wechselwirkung mit kulturellen Codes (wie dem romantischen Liebesideal) oder Aspekten der Sozialstruktur. Auf eben dieser Bühne des Alltags findet jene Konstruktionsleistung statt, die nicht nur für die Institution „Paar“ sondern auch für die Herstellung sozialer Wirklichkeit wesentlich ist.

5 Der aktuelle Forschungsstand – Ein Überblick

Nachdem soziologisch relevante Konzepte zur Medienkommunikation und Paarbeziehung ausführlich dargelegt und diskutiert wurden, erfolgt nun ein kurzer Überblick auf das konkrete Forschungsfeld. Da die gewählte Thematik erst wenig erforscht wurde, gestaltet sich dieses Kapitel dementsprechend kurz.

Mediale Endgeräte wurden schon in ein paar Studien mit persönlichen Beziehungen und unter anderem auch der Paarbeziehung in Bezug gesetzt. Insbesondere Handynutzung, SMS und Fernsehen dienten als Forschungsgegenstände. So hat zum Beispiel Ellwood-Clayton die Bedeutung von Mobiltelefonen hinsichtlich einer erleichterten Organisation von Nebenbeziehungen bzw. Affären sowie einer erleichterten Aufdeckung dieser durch den Partner/ die Partnerin erforscht (vgl. Ellwood-Clayton 2006, zit. nach Linke 2010: 67). Auch Rich Ling beschäftigte sich mit mobiler Kommunikation und Paaren, indem er die stabilisierenden Effekte der Koordinierung von Alltagsgeschehnissen via Handy untersuchte und dabei mobile Kommunikations-Ritualisierungen feststellen konnte (vgl. Ling 2000). Döring und Dietmar konnten in einer Studie zu jungen Paaren einen Zusammenhang zwischen der Nutzung verschiedener medialer Endgeräte und der emotionalen Bindung herstellen. Bestimmten medialen Nachrichten des Partners/ der Partnerin wurde über dies hoher emotionaler Wert zugeschrieben, der auf die symbolische Paarrepräsentation von Lenz verweist (vgl. Döring/ Dietmar 2003, zit. nach Linke 2010: 67).

Die vorliegende Arbeit soll allerdings insbesondere den Aspekt des virtuellen Medienhandelns in den Fokus stellen und weder bei bestimmten medialen Endgeräten noch bei Medienkommunikation für sich genommen stehen bleiben.

Die gesamte Ordnung einer Paarbeziehung soll Eingang in die Untersuchung finden und hinsichtlich der Integration virtueller Räume und ihrer Kommunikationsmöglichkeiten in den Beziehungsalltag und die Paarbeziehung analysiert werden.

Zu virtuellen Kommunikationsräumen wurde insbesondere hinsichtlich der Gruppenbildung und Entstehung von „Social Communities“ geforscht (z.B.: Anton Fricko: Zunehmend virtuelle Gesellschaft, „Digitale Communities“). Freundes-Netzwerke, soziales Kapital im virtuellen Raum und der „Dichte-Grad“ sozialer Bindungen, die in Online Social Networks wie Facebook entstehen, haben in einer zunehmend virtualisierten Gesellschaft an Bedeutung zugenommen und finden daher in einigen Forschungsstudien Eingang. Das zeigt zum Beispiel Bernadette Kneidinger in ihrer Arbeit zu Interaktionsformen auf Facebook (Kneidinger 2010) oder Ellison et al. (2007) in einer Studie zum Facebook-Nutzungsverhalten von College StudentInnen (The Benefits of Facebook „Friends“). Die Relevanz und Aktualität der „virtuellen Kommunikationsräume“ zeigt sich in diesen und noch zahlreichen anderen Arbeiten, allerdings lässt eine soziologische Auseinandersetzung mit intimen Beziehungsordnungen wie der Zweierbeziehung hier aus.

An der vorliegenden Thematik näher angesiedelt sind Forschungsarbeiten zu Online Dating und „neuen“ Formen der Partnerwahl auf virtuellen Plattformen. Mittlerweile existiert eine Vielzahl an Studien und Aufsätzen zu diesem Thema, daher werden hier stellvertretend nur Geser mit einem Aufsatz zur Online Partnerwahl (2006) und eine umfangreiche Studie zu Prozessen der Selbstpräsentation auf Online Dating Plattformen von Ellison et al. (2006) genannt.

Aus der (sozial-) psychologischen Fachdisziplin gibt es bereits ein paar Werke zur Paarbeziehungen und virtuellen Welten zum Beispiel von Christiane Eichenberg (2001) oder Nicola Döring (2000), dabei wurde der Fokus ausschließlich auf die Online-Interaktion gelegt und die dazu in Bezug stehende (reale) Alltags-Dimension der Paare außen vor gelassen. Zusammenfassend haben bisherige soziologische Auseinandersetzungen zur Kommunikation auf Online-Plattformen (virtuellem Raum) und Paarbeziehungen einen Schwerpunkt auf die Partnerwahl (Online Dating) und damit auf die „Aufbauphase“ eines Paares gelegt.

Einen befruchtenden Impuls für die vorliegende Arbeit stellt die Studie von Christiane Linke zu Medien im Alltag von Paaren dar (Linke 2010). In dieser qualitativen und relativ offenen empirischen Sozialforschung versucht Linke den Paaralltag möglichst breit zu erfassen, um die komplexen kommunikativen Austauschprozesse der Paare abzubilden und die Integration verschiedener Medien und ihre Koordination nachzuvollziehen.

Die vorliegende Arbeit soll daran anknüpfen und über die alltägliche „Komposition“ einzelner Mediensorten – wie sie bei Linke im Vordergrund steht – hinausführen, in dem der Fokus auf dynamische Online-Mediennetze (virtuelle „Welten“) gelegt wird.

Die zunehmende Vernetzung verschiedener Medien (Email, Chat, Mobiltelefon, GPS etc.) erzeugt ein neuartiges virtuelles Gefüge, das für sich genommen als Gegenstand der Auseinandersetzung mit Paarbeziehungen, ihren alltäglichen Ordnungen, dienen soll.

Zusammenfassung zentraler Aspekte

Der Arbeit liegt die Annahme einer zunehmenden Mediatisierung der Gesellschaft zugrunde, welche eine ansteigende Virtualisierung impliziert. Dieser gesamtgesellschaftliche Prozess bezieht sich auf alle sozialen Bereiche des alltäglichen Lebens – manche mehr, manche weniger. Zudem wird davon ausgegangen, dass das kommunikative Handeln starken Einfluss auf soziale Beziehungen und damit auch die Paarbeziehungen ausübt. Durch die reziproke Beziehung kultureller Programme und dem Alltagshandeln wirkt sich sozialer Wandel hinsichtlich der Mediatisierung auch auf Paarbeziehungen aus. Der prozesshafte Charakter der Paarbeziehungen und sich wandelnder soziokultureller Phänomene (romantisches Liebesideal, individualisierte Paarvorstellungen, veränderte Arbeitsbedingungen: Mobilität, Flexibilität etc.) deuten auf ein erhöhtes Kommunikationserfordernis der Paare hin. So können sie eine stabile gemeinsame Wirklichkeit und eine Paaridentität herstellen bzw. aufrecht erhalten. Auf Basis dieses Kontextwissens soll anhand einer qualitativen empirischen Untersuchung im Stil der Grounded Theory folgende Fragestellung erforscht werden:

Wie wirkt sich die zunehmend mediale Kommunikation über virtuelle Plattformen auf Paarbeziehungen aus? Am Beispiel von „Facebook“.

Dabei steht nicht nur die Online Kommunikation im Zentrum des Interesses sondern die Integration der neuen virtuellen Kommunikationsräume (wie Facebook einer ist) in die Alltagswelt des Paares. Dies umfasst die Nutzung der Online Plattform und der daraus ableitbare Einfluss auf die Gestaltung bzw. die Ordnung der Paarbeziehung – im weitesten Sinne die Herstellung der Paarwirklichkeit/ Paaridentität.

6 Methodik und Forschungsdesign

6.1 Methodische Ansprüche

Da die Forschung auf der Mikroebene angesiedelt ist und sowohl das alltägliche Handeln (kommunikativ), Empfinden, Sinn-Konstruieren der Individuen als auch das gemeinsame Konstruieren einer Paarwirklichkeit umfassen soll, ist ein methodisches Vorgehen gefordert, welches sowohl die individuelle als auch die dyadische Ebene der Paarbeziehung abbilden kann. Der prozesshafte Charakter des Paarmodells und der mediatisierten Kommunikation wurde bereits mehrfach herausgestrichen und stellt ebenso eine methodische Anforderung an die Erhebungsinstrumente. Eine Erfassung von im Wandel begriffenen, dynamischen sozialen Phänomenen muss methodisch gewährleistet sein. Zudem handelt es sich bei diesem Forschungsfeld um eine sehr intime Sphäre sozialer Beziehungen. „Wissen“ der Betroffenen wird in der Regel nur innerhalb des Paares oder sehr nahestehenden Dritten ausgetauscht. Das methodische Vorgehen erfordert daher die Herstellung einer Vertrauensbasis, um Zugang zu „sensiblen“ Informationen des Paares zu erhalten. Diese methodischen Anforderungen begründen ein Forschungsvorgehen, dass auf qualitativer Sozialforschung basiert (vgl. Stigler/Reicher 2005: 90).

Einleitend wurde bereits dargestellt, dass sich für die Untersuchung des vorliegenden Forschungsinteresses ein Arbeiten nach Glaser und Strauss Grounded Theory besonders gut eignet. Neben der erforderlichen Offenheit für die relativ neuen unbekannteren Phänomene des kommunikativen Handelns im virtuellen Raum wird damit auch die notwendige „Flexibilität“ für das Erfassen von sozialem Wandel und prozesshaften Phänomenen eingelöst. Ein Verfahren nach der Grounded Theory erfordert ein systematisches Planen des Forschungsablaufs: Zu Beginn muss eine Sensibilisierung für theoretische Konzepte und Kontextwissen über das betreffende Feld stattfinden. Egger betont die Bedeutung dieses Prozesses der bewussten Explikation von vorhandenem „Vorwissen“, da so mitschwelende Vorannahmen offen gelegt und geordnet werden können (vgl. Egger 2005: 109). Die Felderkundung folgt unmittelbar auf die Sensibilisierung, um die Vorstellungen vom Forschungsfeld konkreter werden zu lassen. Die Fragestellung kann durch diese „Vorarbeit“ besser abgesteckt werden und die Auswahl geeigneter Methoden erleichtern. Zu diesem Zweck wurde ein ausführliches „Probe-Interview“ mit einem Paar durchgeführt (inklusive zweier Kommunikationstagebücher und einer ersten Sichtung von Online-Profilen auf Facebook).

6.2 Methodenwahl: Triangulation

Für die Erschließung dieses anspruchsvollen Forschungsfeldes wurde eine Methodentriangulation gewählt, um die individuelle als auch die dyadische Perspektive der Probanden einzuschließen. Dabei kamen problemzentrierte Interviews, Kommunikationstagebücher und Analysen der Online-Profile zum Einsatz. Im Anschluss sollen alle drei Analysemethoden näher erläutert werden. Danach widme ich mich der Frage, wie genau sich die eingesetzten Techniken gegenseitig ergänzen.

Das problemzentrierte Interview

Für die Paarinterviews wurde die Form des problemzentrierten Interviews gewählt, um die Perspektiven der TeilnehmerInnen auf einen bestimmten Gegenstandsbereich zu erfassen. Die selbst gewählten Narrationsstränge der Befragten zu den Themen geschahen frei und offen. Die Interviews wurden um dialogische Elemente ergänzt, im Sinne eines Nachfragens bei Lücken, Unklarheiten oder Rückgriffen auf spezielles verdeckt gebliebenes (Paar-) Wissen (vgl. Egger 2005: 113f). Durch die gewählte Interviewform konnte das Gespräch als induktiv-deduktives Geschehen organisiert werden (vgl. Linke 2010: 76). Für die Erforschung derart intimer Lebensbereiche bemühte ich mich um eine möglichst symmetrische Gesprächssituation, die nahe an alltägliche Situationen heranführen sollte, auch wenn das Interview-Setting keinen Alltag simulieren kann. Zu diesem Grund wurde den Paaren mit großer Offenheit in Bezug auf die Forschungsarbeit und die eigene Person entgegen getreten.

Dass die Interviews unter Anwesenheit beider PartnerInnen stattgefunden haben, hat Vor- und Nachteile. In der Interview-Situation können sich zum Beispiel starke asymmetrische Tendenzen entwickeln oder die Paardynamik wird stark verklärt dargestellt (vgl. Linke 2010: 80). Zudem stellen sensible Themen das Paar und den Interviewer/ die Interviewerin vor eine Herausforderung. Auf diese Problematik muss vor Durchführung von Paarbefragungen hingewiesen werden. Doch die Vorteile einer gemeinsamen Befragung überwogen für das vorliegende Forschungsvorhaben. Das Paar kann direkt bei der Konstruktionsarbeit der Paaridentität beobachtet werden und seine spezielle Interaktionsdynamik offen legen. Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse in Bezug auf die gemeinsame Geschichte sowie das Alltagshandeln fließen direkt in das Interview mit ein und ermöglichen auch gegenseitiges korrigierendes oder ergänzendes Eingreifen (vgl. ebd., 79).

Die Interviews begannen mit einer kurzen Vorstellung, detaillierten Informationen zur Forschungsarbeit und den Themen der bevorstehenden Befragung. Eingangs wurde das Kennenlernen des Paares erfragt, um narrative Prozesse anzuregen und eventuelle Hemmungen abzubauen. Die ersten Interviews haben jedoch gezeigt, dass dieses Thema als Einstieg ungeeignet war. Die Paare beantworteten diese Frage zögerlich und sehr oberflächlich. Ab der nächsten Phase wurde die Schilderung einer typischen Alltagswoche als Eingangsfrage gewählt und das Kennenlernen auf später verschoben. Die weiteren Paargeschichten (Kennenlernen) waren tatsächlich um einiges detaillierter.

Themen der Paarinterviews waren ausführliche Schilderungen zu individuellen Tages- und Wochenabläufen unter Bezugnahme auf besondere Phasen, zum Beispiel: Urlaubswochen, Arbeitswochen, Wochenenden; Organisationsarbeit in Bezug auf Alltägliches ebenso wie auf Besonderes (Einkauf, Familienfeier, Kinobesuch etc.); Aushandlung von Zeiteinteilung (Freizeit, Arbeitszeit, alleine – als Paar); individuelle und gemeinsame Strategien zur Entspannung; die Paargeschichte, besondere Erlebnisse der gemeinsamen Vergangenheit; Zukunftspläne; Wunschvorstellungen; Beschreibung der Paarbeziehung; häufige Gesprächsthemen, sowie Fragen direkt zur Nutzung, Erfahrung und Bewertung von Medien im Allgemeinen/ virtuellen Plattformen im Speziellen. Alle Interviewtranskripte wurden anonymisiert (Einsatz von Decknamen und Platzhalter für Orte).

Das Kommunikationstagebuch

In Anlehnung an die eingesetzten Kommunikationstagebücher der Studie „Medien im Alltag von Paaren“ von Christine Linke wurden Interview-ergänzende Notizblätter an alle TeilnehmerInnen verteilt (im Anschluss an die durchgeführten Interviews). Linke verwendete dieses Instrument zur Erhebung jeglicher Kommunikation (in direkter sowie mediatisierter Form), aber auch Gedanken, die sich auf die Paarbeziehung oder den Partner/ die Partnerin beziehen und jegliches mediales Handeln einer teilnehmenden Person. Sie hatte dabei ebenfalls eine Vorstrukturierung der ausgegebenen Bögen vorgenommen, um das vollständige Ausfüllen des Tagebuchs zu erleichtern (vgl. Linke 2010: 77f).

Für die vorliegende Arbeit wurde die Vorstrukturierung der Notizblätter etwas erweitert, da in der Diskussion mit dem Probepaar ein hoher Zeitaufwand für diese problematisiert wurde und zu dem eine Dokumentation jeglicher Gedanken/ Kommunikation mit oder über den Partner/ die Partnerin relativ weit in die Intimsphäre eines Paares eingreift. Für die Erfassung des individuellen kommunikativen Handelns reichte eine Symbolskala in Bezug auf relevante Kommunikationsformen aus und führte zu einer weiteren Vereinfachung für die teilnehmenden Paare. Die möglichen Formen kommunikativen Handelns via Facebook wurden in separaten

Kategorien aufgelistet und in Bezug zur direkten Face-to-Face Kommunikation des Paares gestellt. Da die jeweiligen Facebook-Profile mit zahlreichen Mobiltelefonen (Smartphones) synchronisiert werden können, wurden auch sie als Referenzkategorie den Tagebüchern hinzugefügt. Um dem Anspruch der Offenheit gerade für die spezielle Dynamik von Paarbeziehungen gerecht zu werden, wurde im Anschluss an jedes Paarinterview gemeinsam über etwaige Erweiterungen der Kommunikationskategorien auf den Notizblättern diskutiert und den Paaren eine Ergänzung nach ihrem Belieben offen gelassen.

Die Symbolskala differenziert nach „negativ empfundener Kommunikation“ (Konflikte, Streit, Vorwürfe, als belastend empfundene Kritik etc.), „positiv empfundener Kommunikation“ (liebvolle Bekenntnisse, Komplimente etc.) und „neutral“ empfundener Kommunikation (Alltagsorganisation, Einkaufslisten etc.) mit dem Partner/ der Partnerin oder über die Paarbeziehung. Für jedes kommunikative Geschehnis konnten auch zwei oder alle drei Symbole zutreffen und mit jedem Paar wurde die Möglichkeit zur „Erfindung“ weiterer Symbole besprochen, sollten sie unter den vorhandenen kein passendes für ein konkretes Gespräch/ Nachricht finden.

Darüber hinaus diskutierte ich mit den Paaren alltägliche Beispiele für die unterschiedlichen Symbole und wir steckten die Reichweite eines jeden genau ab (so zählten auch verschickte Bilder oder Smileys als einzutragende kommunikative Handlung). Jeder erhielt ein identisches Blatt mit den aufgezeichneten Kategorien, einer Legende (Symbolskala) und hatte das Tagebuch für einen Tag zu führen (in der ersten Phase wurde ein Zeitraum von drei Tagen versucht, der allerdings zu keinem höheren Informationsgewinn führte und anfällig für unvollständige Daten schien).

Die Tagebücher wurden von den meisten Paaren auch für weitere Notizen und detailliertere Ausführungen (zeitliche Dokumentation, Erklärungen etc.) genutzt und erwiesen sich als aufschlussreiche Ergänzungen über das Mediennutzungsverhalten aus den Interviews.

Qualitative Inhaltsanalyse der Online-Profile

Für die Analyse der Facebook-Profile wurde eine Textanalyse im Sinne Mayrings mit der Bildanalyse von Roswitha Breckner kombiniert. Das virtuelle Forschungsfeld „Facebook“ erforderte ein methodisches Vorgehen, dass sowohl die Online-Aktivität der Probanden (Wie oft bewegen sie sich auf dieser virtuellen Plattform? Was tun sie dort, wenn sie online sind und mit wem?), den bedeutenden visuellen Aspekt (auf Facebook wird eine hohe Anzahl an Fotos, Videos und Grafiken hochgeladen, die als Kommunikationsinhalte ausgetauscht werden oder zum Zweck der Selbstdarstellung und Paardarstellung fungieren) und die zahlreichen Online-

Textstücke der Probanden abbilden kann (Statusmeldungen, Kommentare, Nachrichten). Dieser Anspruch legte die Zusammenführung von qualitativer Textanalyse und Bildanalyse nahe, welche prinzipiell alle Aspekte eines Online-Profiles umfassen. Nachfolgend erläutere ich beide Vorgehensweisen für sich und diskutiere anschließend ihre Kompatibilität.

Breckner beschäftigt sich mit der Entstehung von Sinnbezügen in Bildern und der Art und Weise wie bildlicher Sinn (re-)konstruiert werden kann. Ein Bild, so ihre erste These, stellt eine spezielle Form von Symbolisierungstätigkeit dar (vgl. Breckner 2007: 2). Symbolisierung geht über die bloße Repräsentation bzw. Platzhalterfunktion hinaus und erzeugt ein Gefüge von Sinnbezügen, wodurch soziale Wirklichkeit mit-konstruiert wird. Um diese symbolische Dimension eines Bildes zu rekonstruieren, schlägt sie ein systematisches Interpretieren einzelner Bildelemente und zugleich des präsentierten Zusammenhangs vor, welches sie den Prinzipien der Grounded Theory unterstellt. Daher spricht sie bei diesem Analyseentwurf auch von einer Segmentanalyse. Die einzelnen Teile sowie ihr Zusammenspiel stehen im Zentrum. Auch wenn Breckner sich auf unbewegte Bilder bezieht, so lässt ihre Vorgehensweise andere Formen bildhafter Umwelten als Analysegegenstände zu (vgl. ebd., 1-4).

„Elemente einer soziologischen Bildtheorie können in Anlehnung an das theoriegenerierende Verfahren der Grounded Theory ausgehend von konkreten empirischen Analysen verschiedener Bildgattungen aus verschiedenen sozialen Kontexten entwickelt werden“ (Breckner 2007: 5f).

Die systematische Segmentanalyse hat sich daher insbesondere für das Mosaik an unterschiedlichen Bild- und Textsorten – kurz symbolhaften Elementen – von Facebook-Profilen geeignet. Die Analyse besteht aus folgenden Schritten:

- 1.) *„Dokumentation des Wahrnehmungsprozesses; Formale Bildbeschreibung; Identifizierung der einzelnen Bildsegmente*
- 2.) *Interpretation der Bildsegmente und ihres Zusammenhangs [...]*
- 3.) *Rekonstruktion des Entstehungs-, Aufbewahrungs- und Verwendungszusammenhangs [...]*
- 4.) *Rekonstruktion der medialen Gestalt sowie der Bezüge zu spezifischen Bildgenres*
- 5.) *Zusammenfassende Interpretation der Gesamtgestalt des Bildes [...]*“ (ebd. 4).

Als einzelne Segmente wurden das Profilbild, das gewählte (Hintergrund-) Design, die permanent angezeigte Kurzinformation zur Person, die Freundesliste und die sog. Pinnwand identifiziert. Wobei insbesondere die Analyse des Profilbilds im Vordergrund steht, da es von allen bildlichen Elementen den größten und markantesten Platz einnimmt. Im Prinzip stellt die Bild-Segment-Analyse die Interpretation einer systematisch durchgeführten und dokumentierten Beobachtung dar.

Die sog. Pinnwand ist besonders für die qualitative Textanalyse im Sinne Mayrings von Bedeutung. Durch zahlreiche Statusmeldungen und Kommentare stellt diese virtuelle Pinnwand eine Summe verschiedener Einzeltexte zur Verfügung, die die Kommunikation des Paares und die Kommunikation der Individuen mit ihrem sozialen Netzwerk offenlegt. Die Textproduktionen eines Probanden können hinsichtlich des Bezugs zur Paarbeziehung einer qualitativen Inhaltsanalyse unterzogen werden. Mayring unterscheidet diesbezüglich drei Vorgehensweisen:

- Zusammenfassung: Textreduktion durch Paraphrasieren
- Explikation: Verstehen und Erklären besonders wichtig erscheinender Textstellen durch weiteres Material desselben Textes oder auch durch externes Material.
- Strukturierung: Herausarbeitung wesentlicher Aspekte, bzw. Strukturmerkmale, eines Textes durch den Einsatz eines Kategorienschemas. (vgl. Diekmann 2005: 512f).

Alle drei Varianten können kombiniert werden und benötigen für die Auswertung den Aufbau eines Kategorienschemas – wie es im Auswertungsverfahren einer Grounded Theory ohnehin notwendig ist (Dieses wird im anschließenden Kapitel „Auswertung“ näher erläutert und durch Beispiele illustriert). Die Vorgehensweise nach Mayring ist in mehrere Einzelschritte aufgeschlüsselt und beginnt mit der *Festlegung der Auswertungseinheiten* – also den paarsoziologisch relevanten Texten auf den Online-Profilseiten – und den *Codiereinheiten* (jenen Textstellen der Auswertungseinheiten, die kategorisierbar sind). Als weiterer Schritt erfolgt die Definition der Dimensionen (die Dimensionen werden von der Fragestellung und/oder direkt aus den Daten abgeleitet; letzteres ist bei Grounded Theory-Vorgehen erstrebenswert).

Durch *die Bestimmung der Ausprägungen* wesentlicher Dimensionen entstehen Kategorien (solche Ausprägungen können sich aus den Daten nahezu „aufdrängen“ und/ oder thematisch sinnvoll sein. Sie werden von den Forschenden so festgelegt). Wichtigster Schritt ist nun das Ausloten der Kategoriegrenzen, das „Befüllen“ dieser mit *Ankerbeispielen* und *Kodierregeln*, die die Zuordnung weiterer Textstellen zu diesen Kategorien festlegen. Anhand der nun präzisierten Kategorien können die Auswertungseinheiten durchgefiltert und relevante Textstellen dem Kategorienschema entsprechend eingeschätzt werden. Mehrere solcher Durchläufe können zu kleineren oder größeren Nachadjustierungen im Kategorienschema führen, bis letztlich eine zufriedenstellende (im Sinne der Grounded Theory „gesättigte“) Version konstruiert wurde. Im letzten Schritt wird die *Variable* in Bezug zu anderen Kategorien oder Merkmalen gesetzt (vgl. Diekmann 2005: 513-515).

Wie im anschließenden Kapitel zur Auswertung noch gezeigt wird, ist die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring ebenso wie die Bild(-Segment-)Analyse nach Breckner sehr kompatibel mit dem Grounded-Theory-Auswertungsverfahren. In beiden Fällen ist eine offene Herangehensweise an die Daten gefordert und eine Generierung von Dimensionen/Kategorien aus dem Material zulässig. Für die konkrete Analyse der Online-Profile wird also mit dem geschilderten Vorgehen Breckners das Profilbild, relevante Paarbilder die dort veröffentlicht wurden, ausgewählte Grafiken, das gewählte Design (Hintergrundbild) und die Komposition, die diese Einzelelemente gemeinsam verkörpern, unter die Lupe genommen. Alle thematisch relevanten Online-Texte, die auf dem Online-Profil erscheinen, werden inhaltsanalytisch (nach Mayring) ausgewertet und in Bezug zu den Erkenntnissen der Bild-Segment-Analyse gesetzt zumal Breckner sogar explizit auf den Einbezug von Bildtexten zur Bildinterpretation hinweist.

Diese methodische Kombination stellt eine Art „Pilotprojekt“ dar, da es mein Bestreben ist ein höchst dynamisches virtuelles Forschungsfeld wie Facebook nicht nur inhaltsanalytisch (mit Fokus auf textliche Produktionen) sondern auch explizit auf seinen dominierenden visuellen Aspekt hin zu betrachten. Aufgrund dieser Entscheidung ist eine ausführliche Darlegung des systematischen Vorgehens bei Auswertung und Interpretation wesentlich. Dem wird im anschließenden Kapitel nachgekommen.

Methodische Zusammenführung

Während die Interviews unter Anwesenheit beider PartnerInnen geführt wurden und der Schaffung einer größtmöglichen Vertrauensbasis Rechnung tragen, bilden die Kommunikationstagebücher und die Online-Profilanalysen in erster Linie die individuellen Prozesse ab. Die Paarinterviews ermöglichen über die Informationsgewinnung zum gestellten Problem hinaus das direkte Beobachten der Konstruktionsarbeit (von Paaridentität und gemeinsamer Wirklichkeit) und Dynamik von Paaren. Die Kommunikationstagebücher lassen den bevorzugten individuellen wie paarspezifischen Kommunikationsstil deutlich zutage treten. Sie legen die kommunikativen Handlungsrountinen der Einzelpersonen offen und ergänzen damit die von den Paaren im Interview direkt genannten Kommunikationspraktiken – die der Selbstreflektion über alltägliche bereits verinnerlichte Routinen unterliegen und dadurch sehr anfällig für fehlerhafte oder verzerrte Darstellungen sind. Insgesamt betrachtet erfüllen die Kommunikationstagebücher vor allem den Zweck der Fehlerausmätzung und Ergänzung von den Informationen aus Interviews und Online-Profilen.

Gegenüber den Paarinterviews zeigen die Online-Profile einen „gnadenlos ehrlichen“ Blick auf die Kommunikation des Paares (besser gesagt auf den Teil der Paarkommunikation, der eben dort geschieht) (vgl. Miller 2012, 37-53). Selbstverständlich ist, wie bereits mehrfach angeführt, das Veröffentlichte auf Facebook ebenso als Inszenierung zu verstehen, allerdings als eine Inszenierung die das Paar in seiner „natürlichen Alltagspraxis“ vornimmt und nicht unter den spezifischen Umständen eines Interviews für eine Masterarbeit zur Wirkung neuer Medientechnologien.

Die Online-Profile bieten mir Zugriff auf „unverfälschtes“ Datenmaterial, welches das Paar zum Großteil produzierte, bevor es von dieser Studie überhaupt erfahren hatte. In diesem Sinne leistet die Online-Profilanalyse ebenso wie das Kommunikationstagebuch eine Möglichkeit zur Überprüfung der Informationen aus den Paarinterviews. Darüberhinaus wird durch die Online-Analyse aber auch die Einbettung in das soziale Netzwerk offengelegt und die Paarkonstruktion parallel zur „realen“ Ebene auf virtueller Ebene erfasst.

Die Alltagsrealität soll durch das Interview abgebildet werden. Paarinterviews und Online-Profilanalysen laufen also „mit dem gleichen Motor“ – während die Kommunikationstagebücher für beide Analysemethoden eher als ergänzendes und überprüfendes Instrument fungieren.

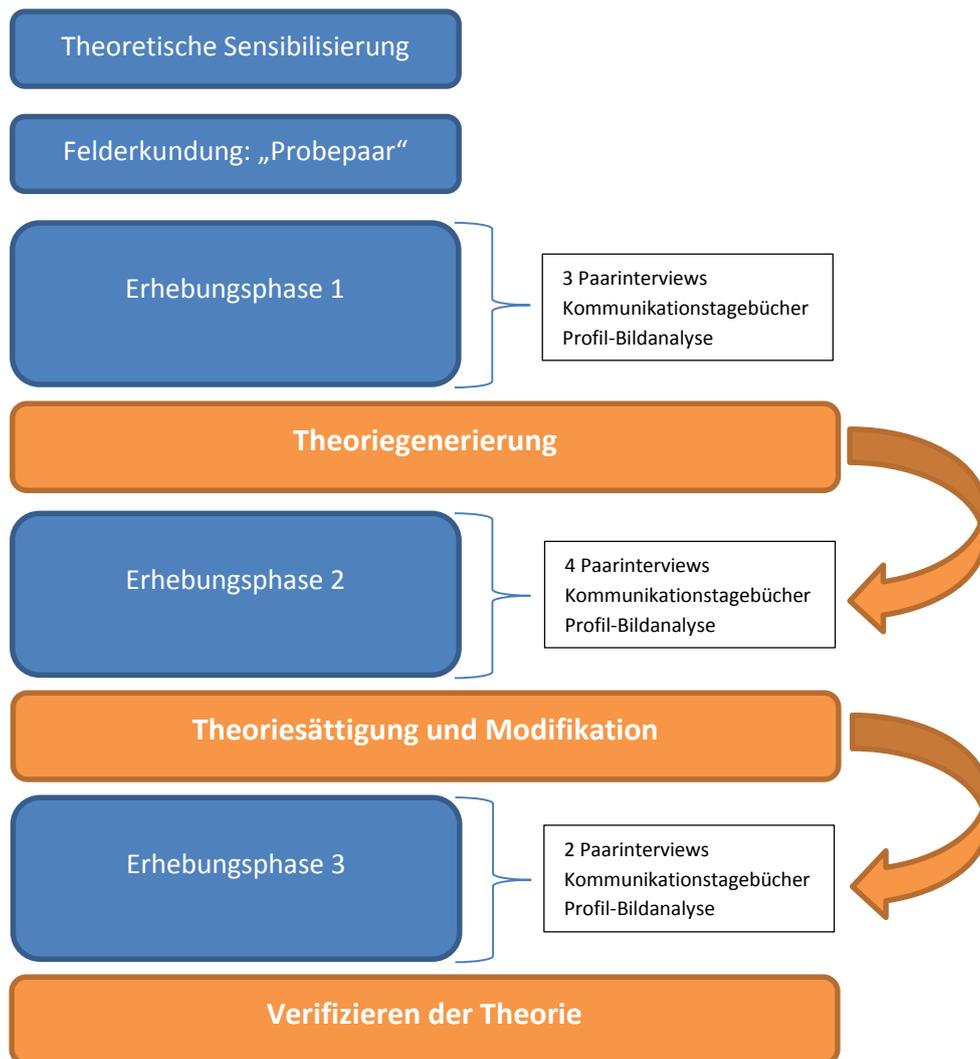
6.3 Theoretisches Sampling und Erhebung

Im Stil der Grounded Theory ist für die Generierung von Theorie zu einem relativ unerforschten Gegenstand weniger eine große Fallzahl als eine qualitativ sinnvoll überlegte Auswahl an Probanden entscheidend (vgl. Egger 2005: 110f). Die komparative Analyse erster gewonnener Daten leitet das weitere empirische Erheben an. Eine fix festgelegte Stichprobengröße wurde daher im Vorhinein nicht angestrebt. Die auf den ersten Fällen aufgebauten theoretischen Überlegungen (Kategorien) wurden durch die Analyse weiterer Fälle gesättigt oder modifiziert bis kein theoretischer Gewinn mehr aus weiteren Fallanalysen anzunehmen war.

Für die Auswahl der Probanden galten zwei grundlegende Bedingungen: Zum Einen die Selbstdefinition der PartnerInnen als Paar und zum Anderen die Nutzung eines Facebook-Accounts von beiden (dabei wurde das Ausmaß der Online-Aktivität gänzlich offen gelassen, um Kontrastfälle nicht auszuschließen). Neben diesen Kriterien habe ich ein möglichst vielfältiges kontrastreiches Sampling angestrebt (Alter, Bildungsschicht, Lebenslage, Beziehungsdauer, gemeinsamer/ getrennter Haushalt, Ehe- und nichteheliche Lebensgemeinschaften, Elternpaare/ kinderlose Paare, keine Bekanntschaft zwischen Paar

und Interviewer/ nahe Bekanntschaft). Aus pragmatischen und zeitlichen Gründen mussten diesbezüglich allerdings einige wenige Einschränkungen akzeptiert werden (zum Beispiel erstreckt sich die Altersspanne nur zwischen 17 und 30 Jahren, der Zugang zu älteren in Partnerschaft lebenden Facebook-NutzerInnen gestaltete sich schwierig).

Abbildung 5: "Diese" Grounded Theory



Die Abbildung zeigt die zeitliche Abfolge des Forschungsverlaufs und soll die einzelnen Phasen „dieser“ Grounded Theory noch einmal verdeutlichen. Auf Basis der Daten aus Erhebungsphase 1 wurden theoretische Kategorien konstruiert und erste Beschreibungsversuche ihrer Eigenschaften bzw. Dimensionen angestellt (komparative Analyse). Diese erste theoretische Konzeption nahm Einfluss auf Erhebungsphase 2 – es folgten geringfügige Änderungen im Interviewleitfaden (geänderte Anordnung der

gleichbleibenden Fragen), Interviewführung, Auswahl der nächsten Paare und Dauer der eingesetzten Kommunikationstagebücher. Im Auswertungsverfahren der Erhebungsphase 2 wurden die konstruierten Kategorien modifiziert und gesättigt, um zu einem dichterem theoretischen Konzept zu gelangen. Unter Einsatz der komparativen Analyse wurde auch auf die Daten aus Erhebungsphase 1 Bezug genommen. Mit der abschließenden Erhebungsphase 3 fand eine Verifizierung der (modifizierten) theoretischen Kategorien statt.

Die grafische Darstellung des Forschungsprozess hinterlässt schnell den Eindruck, die einzelnen Forschungsphasen wären eine strikt voneinander abgegrenzte Abfolge, an diesem Punkt soll noch einmal betont werden, dass das nicht der Fall war. Erhebungsphase und Theoriegenerierung greifen während des gesamten Prozesses immer wieder ineinander. Aufkommende Ideen und Erkenntnisse während der Erhebung wurden in Form von Memos verschriftlicht und als Auswertungseinheiten in die Analyse integriert.

Insgesamt erfolgten zehn Paarinterviews (ein Probepaar + neun weitere Paare). Die Paare wurden über das Freundes- und Bekanntnetzwerk kontaktiert (Zu Beginn unter der Bedingung persönlicher Unbekanntheit; in der zweiten Erhebungsphase wurde dieses Vorgehen aufgeweicht und auch Paare direkt aus dem Freundes- und Bekanntnetzwerk wurden ausgewählt. Dies hatte den Grund der höheren Vertrauensbasis und Informationsbereitschaft zu intimen Themen. Diese Entscheidung erwies sich als sehr fruchtbar für die weitere Forschungsarbeit). Die erste direkte Kontaktaufnahme folgte in allen Fällen erst nach einer ersten Information über Dritte (bei den näherstehenden Paaren des späteren Erhebungsprozess waren Thema und Vorhaben der Arbeit ebenfalls bereits bekannt) und lief entweder über das Mobiltelefon (SMS) oder Email. In der Regel erfolgten zwei bis drei Kontakte im Zuge der Terminvereinbarung eines Interviews und Informationsweitergabe. Alle zehn Interviews wurden entweder im gemeinsamen Haushalt des Paares oder im Haushalt von einem der PartnerInnen durchgeführt, um ein bestmögliches Vertrauensklima zu schaffen.

Im Anschluss an jedes Paarinterview sind die Kommunikationstagebücher ausgegeben und erklärt worden. In der darauffolgenden Woche wurden sie entweder persönlich abgeholt oder vom Paar zurückgesandt. Jedes Paar wurde gebeten via Facebook meine Freundschaftsanfrage vorübergehend anzunehmen, um Screenshots der Profile für die nachfolgende Bildanalyse zu ermöglichen. Damit konnten die teilnehmenden Paare ein Stück weit Einblick in die Privatsphäre meiner Person erhalten (durch die Freundschaftsanfrage ist die gegenseitige Einsicht auf die Nutzerprofile möglich) und leichter Vertrauen aufbauen.

Der gesamte Forschungsprozess wurde von zahlreichen Notizen begleitet (nicht nur in Form zusätzlicher Memos), die gesammelt das Forschungstagebuch der vorliegenden Arbeit bilden und ebenso Eingang in die Auswertung und Konstruktion theoretischer Kategorien gefunden haben.

6.4 Auswertung

Unter Einbezug des aufgearbeiteten Kontextwissens wurden „ad hoc“ Kategorien direkt aus der Auseinandersetzung mit dem gewonnenen Datenmaterial (Interviewtranskripte, Online-Profile sowie Kommunikationstagebücher) schrittweise erarbeitet. Dazu fand in einer ersten Annäherung an die Daten aus Phase 1 ein „offenes Kodieren“ in Anlehnung an Strauss/ Corbin statt (vgl. Strauss/ Corbin 1996, zit. nach Egger 2005: 111).

Die Daten wurden systematisch geordnet um ihre inhärente Eigenlogik aufzuspüren und mit treffenden „Codes“ zu kategorisieren. Dabei habe ich auf eine hohe Sensibilität gegenüber „in vivo“- Kategorien Wert gelegt.

Im nächsten Schritt erfolgte das Verfahren des „axialen Kodierens“ und die aufgestellten Kategorien wurden durch komparatives Vergleichen gefüllt, beschrieben und charakterisiert. Der systematische Vergleich führte zur Aufdeckung von Ähnlichkeiten und Unterschieden im Datenmaterial. Abschließend wurde selektiv kodiert, die Kategorien in Bezug zu einander gesetzt und Verbindungen bzw. Erklärungen aufzuzeigen versucht (vgl. Egger 2005: 112). Die Ähnlichkeiten mit den Prinzipien der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring wie sie im Zuge des Methodenkapitels vorgestellt wurden, liegen auf der Hand. Für die Gewährleistung der Nachvollziehbarkeit und Verständlichkeit meines Vorgehens möchte ich dieses mit ein paar Beispielen demonstrieren:

Aufbau der Kategorie „Virtuelle soziale Integration“		
Axiales Kodieren	Offenes Kodieren	Transkriptauszug
Kontrollverlust	Gefühl, die Kontrolle über Facebook-Nutzung zu verlieren.	[!:]Wie oft bist du auf facebook? S1: Weiß net ... jeden Tag (lacht) [...] Des artet manchmal so aus und wir sind in der Schule und halt die anderen sind mit dem Handy auf facebook. Ich bin froh, dass mein Handy noch kein facebook hat

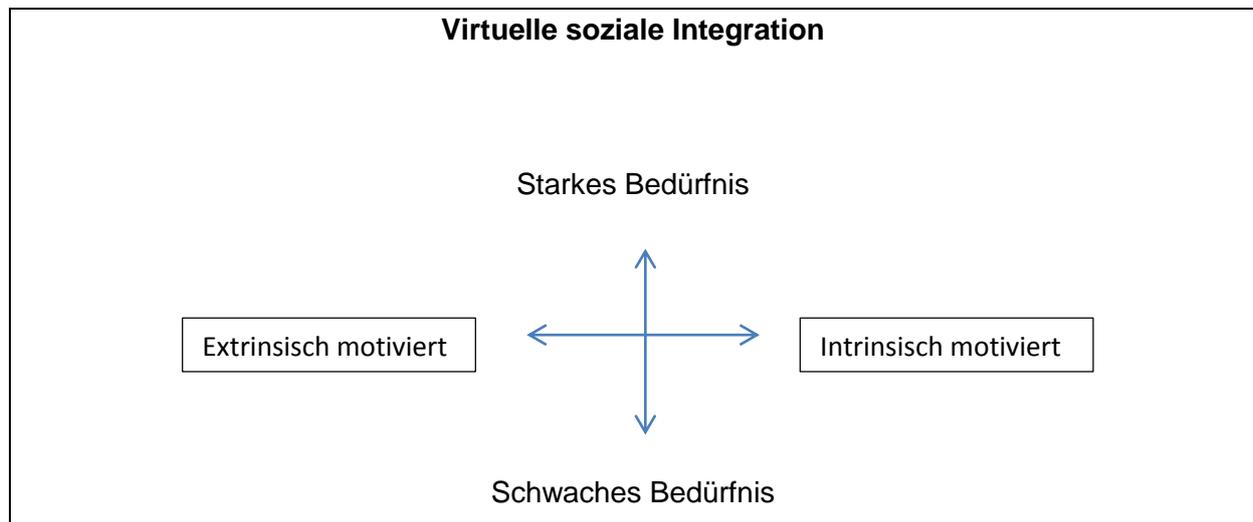
<p>Zwanghaftes Bedürfnis nach sozialem Anschluss</p> <p>Ausprägung ist kontextabhängig</p>	<p>Technisches Mittel als „äußere Instanz“ setzt der Nutzung Grenzen.</p> <p>fb permanent „nebenbei“ (neben Unterricht, Lernen oder Fernsehen)</p> <p>Will immer up to date sein</p> <p>Sorgt sich darum, was zu verpassen. Kann nicht „abschalten“, Neugierde</p> <p>Stärke des Bedürfnisses hängt von Ort/ sozialem Umfeld ab.</p>	<p>(lacht), aber sonst am Abend halt, wenn ich Unterricht hab im Computerraum, dann die ganze Zeit nebenbei. Und am Abend schauts eher so aus, dass ich am Bett lieg – Laptop, Fernseher, Lernsachen und halt immer ... ich schau halt einfach nur, ob es etwas Neues gibt oder so. Halt aber so jeden Tag. Wenn, weiß ich nicht, vielleicht jeden zweiten Tag einmal, aber ich, weiß ich nicht, (lacht) wenn ich auf'd Nacht schlafen geh, denk ich mir, vielleicht is ja irgendwas passiert oder so (lacht) [...] Und nachher steh ich wieder auf und schau (lacht), aber des is nur bei mir in der Wohnung so, dass wir immer voll schauen.</p>
--	--	--

Aus dem Interviewtranskript wurden mit Fokus auf die Handlungsebene relevante Textpassagen durch Textreduktion verdichtet und offen codiert (mittlere Spalte). Anhand von Vergleichen mit ähnlichen Textpassagen desselben Interviews, anderen Interviews und Informationen aus Kommunikationstagebüchern und Online-Profilanalysen wurden die vorläufigen Kategorien (Codes) modifiziert, beschrieben und gefüllt. Um beim vorliegenden Beispiel der Kategorie „virtuelle soziale Integration“ zu bleiben, konnte ich zu einer Modifikation/ Präzisierung der Kategorie aufgrund weiterer aufschlussreicher Textpassagen kommen, zum Beispiel:

Charakterisierung der Kategorie „Virtuelle soziale Integration“		
Axiales Codieren	Offenes Codieren	Transkriptauszug
Bedürfnis nach sozialer Integration (äußerer Zwang)	Leidet unter sozialem Druck (Angst vor sozialer Isolation)	<i>E5: Also meine [Anm: Einstellung zu Facebook] is eher negativ mittlerweile also wenn ich nicht dadurch erm mich bis zu einem gewissen Grad ausschließen würd aus dem freundschaftlichen Sozialleben würd ich aussteigen mittlerweile.</i>

Aus den angeführten Beispielen konnte die Kategorie ähnlich einem Koordinatensystem umrissen werden und eine Durchfilterung weiteren Datenmaterials damit erleichtern:

Abbildung 6: Das Auswertungsverfahren - Kategorien konstruieren



Die verschiedensten im Ergebnisteil noch detailliert vorgestellten Kategorien wurden auch wesentlich durch die Online-Profilbildanalyse ergänzt und präzisiert. Die Online-Profile hier darzustellen erschwert die Gewährleistung der Anonymisierung – da darauf nicht nur detaillierte Informationen und Fotos der Personen selbst, sondern auch mit ihnen vernetzter Personen aufscheinen. Nur ein paar Paare haben mir dazu die Erlaubnis gegeben. Die Anonymisierung vernetzter Personen muss dennoch erfolgen, daher sind einige Stellen verdeckt worden.

Abbildung 7: Beispiel für ein Online-Profil

facebook Suche

D. B. S. Freunde Ab

Ist hier zur Schule gegangen: Hauptschule B. In einer Beziehung mit B. S. Geboren am 1990

Beitrag verfassen Foto/Video hinzufügen

Schreib etwas ...

In einer Beziehung mit B. S.

D. B. S. wurde auf B. S. s Foto markiert.

Chat (1)

B. S. D. B. S. i could use somebody, someone like you

Laura Jansen - Use Somebody
www.youtube.com

Use Somebody is afkomstig van het debuutalbum van Laura Jansen: 'Bells'

Beitrag anzeigen · 28. November um 16:38

D. B. S. wurde auf B. S. s Foto markiert.

life <3

ich LIEBE dich so sehr ! 1 Jahr mit dir ♥ nichts und niemand kann uns trennen!

17. Oktober um 23:13

B. S. ooh schatzi ♥ morgen is soweit ! wir haben 1 wunderschönes Jahr hinter uns! und ich liebe dich von tag zu tag mehr! ->18.10.2010 ♥ D+B

Gefällt mir · Kommentieren · Freundschaft anzeigen · 17. Oktober um 20:56

D. B. S. und I. F. gefällt das.

Chat (1)

Der „Kopf“ des Online-Profiles von D.B. zeigt ihn auf den ersten Blick gleich drei Mal auf Fotos mit seiner Freundin B.S. gemeinsam. In der „Kurzbiografie“ ebenso wie aus der ersten Zeile der Freundesliste (links unter dem Profilbild) wird ersichtlich, dass D.B. zurzeit mit B.S. in einer Beziehung ist. Doch die Informationen der Bilder dieses Online-Profiles werden noch durch zahlreiche Kurztexte der Pinnwand ergänzt.

Abgesehen von den Textinhalten, die die Nutzung Facebooks zum Zweck der Stärkung einer gemeinsamen Paaridentität deutlich machen, geht aus diesen Auszügen hervor, dass nicht nur Text sondern auch Grafiken und Bilder als Kommunikate eingesetzt werden. Sogar Musikvideos (wie der Link zu dem Lied „Use somebody“ von Laura Jansen) stellen Kommunikationsinhalte dar, die dem anderen Botschaften vermitteln oder schlicht Aufmerksamkeit schenken sollen. Interessant ist bei der Betrachtung des Online-Profiles, dass der Großteil der Inhalte auf D. B.s Online-Profil von seiner Freundin B.S. geliefert wurde. Aber nicht nur der Einblick in die Paarkommunikation, Selbst- und Paardarstellungsweisen oder die Einbettung in das soziale Netzwerk sind für die Online-Profilanalyse relevante Aspekte. Auch die Konstruktion von Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten werden auf dieser „virtuellen Bühne“ offensichtlich. Aber an diesem Punkt beginne ich dem Ergebnisteil vorzugreifen.

Die Online-Kurztexte werden in die zuvor detailliert dargestellte Analyse zur Kategorienentwicklung mehr oder weniger direkt eingespeist (ähnlich den Memos), während die Auseinandersetzung mit den Bildern nach den Regeln der erläuterten Segmentanalyse von Breckner erfolgt.

Fragenkatalog: Bild-Segment-Analyse (stark komprimierter Auszug)	
1.) Wahrnehmungsprozess (Erster Eindruck) - Was zeigt das Bild? - Welche Bildelemente gibt es?	Bildflächen dominieren Online-Profil; visuelle Kommunikation steht im Vordergrund. Bildelemente: Profilbild und Bildreihe; Profilbild zeigt selbstgemachtes Portraitfoto der Person; Bildreihe wird von Abbildungen des Paares in intimer Pose (Kuss) beherrscht (Totale der Gesichter); etc.
2.) Interpretation - Was sagt das Bild/ Einzelteile aus? (Bedeutung, Zusammenhänge)	Gefühlsvermittlung, Zeigen von Intimität – transportiert „Leidenschaft“, „Verliebtheit“ und Zugehörigkeit („vergeben“ – wird durch Interviewaussagen gestützt). Befinden in Paarbeziehung ist dominierender Aspekt in der virtuellen Selbstdarstellung D.B.s, etc.
3.) Entstehungs- und Verwendungszweck	Selbstdarstellung; Paardarstellung; Demonstration des Beziehungsstatus, etc.
4.) Klassifizierung (Genres)	Fotografie (gestellte/s Eigenportrait/s)

Die Festlegung der Auswertungseinheiten wurde nach subjektiv eingeschätzter Relevanz – die sich auf Kontextwissen und Erkenntnissen aus der laufenden Grounded Theory Forschung speist – vorgenommen. Das heißt, dass die Bild-Segment-Analyse ebenso auf Einzelbilder wie auf die gesammelten Bilder des Online-Profiles angewandt wurde. Die Fülle an Ergebnissen sowie die einzelnen Paare werden anschließend vorgestellt.

7 Ergebnisse

Die Präsentation der Ergebnisse erfolgt in zwei Teilen. Zu Beginn stelle ich die teilnehmenden Paare vor. Die Paarportraits veranschaulichen die Beziehungsdynamik der einzelnen Paare, geben Einblick in ihre Alltagswelt und dienen der nachfolgenden theoretischen Konzeption als unterstützende Orientierung. Im Anschluss lege ich die Erkenntnisse dieser Grounded-Theory Studie dar und zeige die Gemeinsamkeiten, die Unterschiede und die Besonderheiten der virtuellen Kommunikation in Paarbeziehungen auf.

7.1 Paarportraits

Gabi und Franz – das „Fun“-Paar

Das junge Paar Gabi und Franz ist seit einem Jahr zusammen und führt eine Beziehung mit getrennten Haushalten. Gabi ist 19 Jahre alt und Schülerin einer berufsbildenden höheren Schule. Franz ist 21 Jahre alt und arbeitet in einem Handwerksbetrieb. Die Heimatortschaften (jeweils < 1.000 Ew.) von Gabi und Franz sind nicht weit von einander entfernt. Franz' Arbeitsplatz befindet sich in der Nähe des Wohnsitzes, während Gabi bereits seit fünf Jahren ihre Schulwochen am rund 35 km entfernt gelegenen Schulort (< 3.000 Ew.) verbringt. Die ersten Jahre wohnte sie im Schulinternat und seit zwei Jahren lebt sie in einer Wohngemeinschaft mit befreundeten Schulkolleginnen.

In einer typischen (Schul- bzw. Arbeits-) Woche sehen sich die beiden ein bis zwei Mal während der Werktage und jedes Wochenende. Die Wochenenden verbringen sie abwechselnd einmal bei ihm und einmal in ihrem Elternhaus. Während der schulfreien Zeit sind sie ständig zusammen.

Typisch für Gabi und Franz ist eine aktive Wochenendgestaltung. Ihre Freizeit verbringen sie häufig mit gemeinsamen Freunden. Das Paar besucht jedes Wochenende ein bis zwei Mal verschiedenste Abendveranstaltungen (Partys, Discobesuch, Feste etc.) und bewegt sich dabei hauptsächlich im Freundeskreis von Franz. Die Sonntage werden für Erholung oder „ruhigere“ Unternehmungen genutzt. Die Planung der Wochenenden erfolgt unter verstärktem Rückgriff auf die virtuelle Plattform Facebook, da sich das Paar – vor allem Gabi – hier Informationen über Events, Einladungen und das Publikum (Zusagen anderer) zugänglich macht.

Medien nehmen einen hohen Stellenwert für das Paar ein, da sie beide jeden Abend entweder durch einen Anruf und/ oder über virtuelle Kommunikations-Plattformen (Facebook/ Skype: online Videochat) miteinander kommunizieren. Der Aspekt des „Einander-Sehens“ im Online Video-Chat spielt für sie eine große Rolle, um während ihrer räumlichen Trennung trotzdem „Nähe“ zu erleben. Facebook war auch ihr erstes Gesprächsthema als sie sich kennenlernten. Abgesehen von dem gemeinsamen „Medienhandlungs-Repertoire“ unterscheiden sich die beiden stark in der alltäglichen Nutzung von Medien. Während Franz dem Schreiben von SMS und der Nutzung von Facebook eher abwehrend gegenüber steht und beides relativ selten gebraucht (Kommunikationstagebuch: Facebook etwa zwei bis drei Mal in sieben Tagen), verwendet Gabi diese Kommunikationsmöglichkeiten sehr häufig und intensiv. Insbesondere die Vernetzung via Facebook prägt ihre alltägliche Handlungspraxis stark.

Sie ist während der Schulzeit jeden Tag von Schulbeginn (Laptop- oder Computerklasse) bis zum Einschlafen auf Facebook online angemeldet. Insgesamt bewerten beide virtuelle Plattformen zum Kommunikationsaustausch als positiv, knüpfen daran allerdings normatives Wissen für den „richtigen“ Umgang mit virtueller Kommunikation.

Die Online-Profile zeigen eine sehr starke Nutzung der virtuellen Plattform zur Darstellung der Paarbeziehung, allerdings ausschließlich im positiven Sinne. Das Paar liefert am laufenden Band seinem sozialen Netzwerk Beweise für eine „gut“ funktionierende, stabile Paarbeziehung. Dafür orientieren sich Gabi und Franz hauptsächlich an dem Leitmotiv der romantischen Liebe (sie veröffentlichen Fotos in küssender Posé, tauschen „Herzchen“-Grafiken aus und schreiben Texte wie *„Du bist meine Traumfrau  Ich liebe dich!“*). Die Nutzung der virtuellen Bühne, um die Paarbeziehung so darzustellen, lässt die Ableitung zu, das Facebook von Gabi und Franz als Stabilisator der Paaridentität eingesetzt wird. Die virtuelle Kommunikation wirkt sich demnach stärkend auf die Paarbeziehung aus.

Gabi und Franz konstruieren (relativ bewusst) eine virtuelle Paarwirklichkeit. Wie aus den Interviews hervorgeht, ist dies nicht von den Einzelpersonen alleine zu bewerkstelligen. Die individuell gestalteten Online-Profile inszenieren zwar deutlich das Befinden in einer „glücklichen“ Paarbeziehung, dennoch fordert Gabi – die sehr viel Zeit mit ihrem sozialen Netzwerk via Facebook verbringt – von Franz immer wieder ein aktives Mitkonstruieren ihrer „Online“-Paarwirklichkeit durch das Veröffentlichen paarbezogener Inhalte. Das soziale Umfeld soll auch im virtuellen Raum sehen, dass Franz und Gabi „zusammengehören“ und miteinander interagieren. Franz nutzt die virtuelle Plattform kaum aktiv, folgt allerdings Gabi's Bitte (im Interview nennen sie es „Befehl“) von Zeit zu Zeit „irgendetwas“ auf Facebook zu veröffentlichen (dieses „irgendetwas“ beinhaltet ausschließlich Paarspezifisches wie aus den Online-Profilanalysen hervorgeht).

Gabi und Franz müssen also für die virtuelle Konstruktion ihrer Paarwirklichkeit Anpassungsleistungen ihrer individuellen Kommunikationspraktiken und -routinen erbringen. Dabei liegt auf der Hand, dass je größer die Diskrepanzen im Mediennutzungsverhalten, desto mehr „Arbeit“ zur Herstellung der Paarwirklichkeit hat das Paar zu leisten. Im Fall von Gabi wird deutlich, dass für Personen, die den virtuellen Raum stark in ihr Alltagsleben integrieren, die Herstellung der Paaridentität im „Real Life“ nicht ausreicht, sondern auch im virtuellen Raum erfolgen muss. Ähnliches lässt sich auch aus dem Veröffentlichen des Beziehungsstatus über Facebook ablesen. Die Bereitstellung der Information, sich in einer Beziehung zu befinden (auch mit wem und diesen auf die eigene Seite zu verlinken), ist für Gabi und Franz ein „Muss“.

Im Sinn einer negativen Umkehrung wäre das Nicht-Veröffentlichen des Beziehungsstatus der Paaridentität abträglich, würde sogar Krisenpotential für das Paar bereithalten. Virtuelle und reale Konstruktionsebene der Paarwirklichkeit greifen demnach stark ineinander – können sich somit gegenseitig in beide Richtungen beeinflussen.

Dem stabilisierenden Effekt der Facebook-Nutzung auf die Paarbeziehung von Gabi und Franz steht ein destabilisierender Effekt gegenüber. So nennt Gabi als häufigen Konfliktpunkt die virtuelle Vernetzung von Franz mit ihr unbekanntem Frauen. Franz rechtfertigt sich damit, dass er virtuelle Freundschaftsanfragen „nur annimmt“ und nicht selbst ausspricht. Eifersucht nimmt mit dem offenen virtuellen Kommunikationsraum scheinbar eine neue Dimension an. Facebook stellt demnach eine potentielle Gefährdung der Paarbeziehung dar, weil die Kontaktaufnahme mit anderen sehr einfach und zugleich auch offensichtlich ist. Gabi sieht aufgrund der Verlinkung mit Franz sofort, wenn er „wieder einmal“ eine Freundschaftsanfrage einer Frau bekommen hat. Sie kann auch das Profil und das soziale Netzwerk dieser Frau einsehen (mehr oder weniger eingeschränkt – je nach Sicherheitseinstellungen dieser Person). Über die Verlinkung mit dem Partner/ der Partnerin ist es nicht einmal notwendig, das Online-Profil des anderen zu „besuchen“ – seine Aktivitäten scheinen automatisch auch auf dem eigenen Online-Profil auf und ermöglichen damit eine „passive Verfolgung“.

Die unverdeckbare Vernetzung mit anderen Personen liefert destabilisierende Effekte für die Paarbeziehung von Gabi und Franz. Vor diesem Hintergrund muss der stabilisierende Effekt (virtuelle Stärkung der Paaridentität) nochmals beleuchtet werden. Dass im Fall von Gabi und Franz die virtuelle Kommunikation von positiven Paardarstellungen absolut dominiert wird, könnte sich auch aus diesem destabilisierenden Effekt ergeben – im Sinne einer (Über-)Kompensierung der empfundenen „Gefahren“. Die starke virtuelle Paar-Präsenz ist also nicht nur auf das Bedürfnis, Paaridentität auch im virtuellen Raum herzustellen, zurückzuführen. Sie kann auch als Strategie zur Verminderung des Risikos, neue PartnerInnen kennenzulernen, interpretiert werden. Wahrscheinlich wirken beide Faktoren auf den Einsatz Facebooks zur Konstruktion der Paarwirklichkeit.

Anna und Josef – das familiäre Paar

Auch Anna und Josef sind eines der jüngeren teilnehmenden Paare. Anna ist 19 und Josef 21 Jahre alt. Die beiden sind seit vier Jahren ein Paar und haben sich durch die gemeinsame Tätigkeit von Anna und Josefs Bruder im Verein der Freiwilligen Feuerwehr kennengelernt. Beide stammen aus demselben Ort (< 3.000 Ew.). Das Paar führt eine „Wochenend-Beziehung“, da sich beide während der Wochentage in Ausbildung an entfernten Bildungsstätten aufhalten. Anna ist Schülerin einer Höheren berufsbildenden Schule mit

Maturaabschluss und befindet sich im letzten Jahr. Sie lebt während der Schulzeit in einer Wohngemeinschaft mit Klassenkolleginnen am rund 130 km entfernten Schulort (< 3.000 Ew.). Josef studiert an einer Akademie rund 45 km entfernt vom Heimatort und lebt dort im Studentenheim.

Das Paar gibt an, jedes Wochenende zur Gänze miteinander zu verbringen, beginnend mit einer gemeinsamen Heimfahrt (Treffpunkt ist eine dem Heimatort nahegelegene größere Stadt, die auf dem Weg nach Hause liegt) Freitags Nachmittag. Bevor sie Zuhause ankommen (sie verbringen jedes Wochenende Zeit bei beiden Elternhäusern) besuchen Anna und Josef ihre Großeltern beiderseits. Den Samstag verwenden sie für anfallende schulische/ universitäre Aufgaben und abends meist für Verwandtschaftsfeiern oder Paarunternehmungen. Der Sonntag wird zur gemeinsamen Erholung genutzt und die Abfahrt am späten Nachmittag vorbereitet.

Als ersten Wendepunkt erlebte das Paar den Beginn ihrer beider Ausbildungen nach einem Jahr Beziehung, da damit die Paarzeit auf das Wochenende reduziert wurde. Das Paar nimmt mehrmals auf diese Umstellung Bezug und meint durch die belastenden Umstände „näher zusammengewachsen“ zu sein. Es konstatiert demnach eine Stärkung der Paarentität aufgrund der gemeinsamen Bewältigung einer schwierigen Lebensphase. Diese Episode markiert für Josef den Wechsel von der Aufbau- in die Bestandsphase der Paarbeziehung.

Typisch für Anna und Josef ist die starke Einbindung in ihr familiäres Netzwerk. Beide geben an, kaum Zeit mit Freunden aus dem Heimatort zu verbringen. Jedes Wochenende werden zumindest zwei bis drei familiäre Kontakte gepflegt, die über die „Kernfamilie“ (aufgrund des Aufenthalts in den Elternhäusern) hinausreichen. Während des Interviews zeigte sich zudem ein Konfliktthema, welches die Paarbeziehung offensichtlich prägt: Josefs Unspontanität. Obwohl das Paar angab, selten Konflikte auszutragen, wurde Josef mehrmals indirekt oder direkt von Anna diesbezüglich kritisiert oder hat es selbst zum Thema gemacht. Anna würde gern die Wochenenden flexibel gestalten, doch Josef „benötigt“ eine genaue Planung von langer Hand. Für diesen Zweck instrumentalisiert das Paar auch häufig die Medien. So können sie schon während der getrennten Wochentage alle ihre Freizeitaktivitäten organisieren.

Das Paar nutzt Facebook zur täglichen Kommunikation miteinander und auch zur gemeinsamen Teilnahme an einem Online-Spiel auf dieser Plattform. Beide geben an, täglich mehrere Stunden auf Facebook zu verbringen. Josef ist von Sonntagabend bis Freitagnachmittag durchgehend online. Er nutzt Facebook zur permanenten Vernetzung mit seinen StudienkollegInnen. Neben dieser Form des Kommunizierens hat das Paar auch noch ein zusätzliches Medienritual entwickelt: Sie telefonieren täglich abends vor dem „Schlafengehen“ miteinander.

Da am Studienort von Josef kaum Handyempfang vorhanden ist, ist das Paar stark auf die Online-Kommunikationstechnologien angewiesen und bezeichnet diese auch als notwendig für die Aufrechterhaltung ihrer Paarbeziehung.

Josefs und Annas individuelles Mediennutzungsverhalten ähnelt sich stark, ganz im Unterschied zu Gabi und Franz. Sie müssen deshalb weniger Anpassungsleistungen erbringen – zumindest auf den ersten Blick. Dabei stellt sich sofort die Frage, wenn beide virtuelle Plattformen so stark in ihr Kommunikationsverhalten integrieren, worin unterscheiden sie sich dann zu Paaren, die das nicht tun? Josef und Anna haben relativ wenig Zeit für einander, sie betonen sogar selbst, dass ohne Facebook die Aufrechterhaltung ihrer Paarbeziehung schwierig wäre. Die virtuelle Vernetzung ermöglicht es ihnen „zusammen“ zu bleiben, auch wenn ihre beruflichen Ziele (entfernte Ausbildungsstätten) auseinander führen. Dort verbringen sie täglich online Zeit miteinander – Zeit, in der sie nicht nur Bilder (Grafiken, Videos, Links) und Text austauschen, sondern auch gemeinsam interagieren (zur gleichen Zeit ein Online-Spiel spielen).

Dieses Phänomen scheint über die virtuellen Konstruktionsleistungen und Inszenierungen der Paaridentität, wie sie bei Gabi und Franz zu sehen waren, noch hinauszuführen. Anna und Josef leben einen großen Teil ihrer Paarbeziehung virtuell aus – sie nutzen diese Plattform nicht „nur“ als Präsentationsmöglichkeit, sondern als Raum, um ihr „Paar-Sein“ zu leben. Facebook hat also weniger „Bühnen-Charakter“ (wenn Bühne im Sinne ihrer Funktion als Darstellungsraum verstanden wird), sondern eher etwas von einem realen Lebensraum. Anna und Josef stecken sozusagen ein Stück weit in einer „virtualisierten“ Paarbeziehung.

Ihre umfassende Art der Nutzung zeigt sich auch deutlich in der Online-Profilanalyse. Neben den „typischen“ Darstellungen der Paarbeziehung (Paarfotos sogar an der Stelle der individuellen Profilbilder; Paar-Verlinkung, Jahrestag-Präsentation, virtuelle Liebesbekundungen etc.) macht den Großteil ihrer Online-Kommunikation der rege Austausch mit Familie und Freunden aus – vor allem jener, mit denen sie auch unmittelbar vor Ort „Realzeit“ verbringen (keine „alten“ Freunde aus dem Heimatort). Facebook intensiviert daher hauptsächlich die bestehenden „engen“ sozialen Kontakte von Anna und Josef.

Den Freundeskreis des Partners/ der Partnerin kennen sie nahezu ausschließlich über deren virtuelle Präsenz, da er sich ja jeweils auf KollegInnen vor Ort beschränkt. Das soziale Umfeld kann die Paarwirklichkeit von Josef und Anna deshalb nur virtuell stützen – dafür sind gemeinsame virtuelle Aktivitäten sehr wichtig, die Josef und Annas „funktionierende“ Paarbeziehung demonstrieren.

Die häufigen Verwandtschaftsbesuche, die das Wochenende dominieren, könnten ebenfalls der Stärkung der Paaridentität dienen – durch die zusätzliche Zuschreibung von „Außen“ (dem sozialen Umfeld) werden Josefs und Annas Annahmen über ihre Beziehungsdefinition bestätigt. Der gemeinsame Auftritt als Paar und das Interagieren vor anderen führen zu einer Objektivierung ihrer Paarwirklichkeit.

Ein weiterer interessanter Aspekt in diesem Fall ist die bewusste Wahrnehmung der Strukturierung von alltäglichem Handeln durch die Medientechnologie. Die starke Integration der Technik in das tägliche Kommunikationsverhalten lässt für Anna und Josef deutlich werden, dass die technischen Grenzen auch ihrer Kommunikation Grenzen setzen. Wann, wo und mit welchem „Gerät“ (Smartphone) oder Technologie (Facebook/Videochat etc.) sie miteinander in Kontakt treten, empfinden sie als stark von den Eigenschaften dieser abhängig. Zum Beispiel hat Josef an seiner Ausbildungsstätte nur von einem speziellen Fenster des Internats aus Handyempfang (und auch nur dann, wenn er sich aus diesem hinauslehnt). Für einen abendlichen Anruf wird dieser „Umstand“ dennoch täglich in Kauf genommen. Darin zeigt sich, dass trotz häufigen virtuellen Austausch das Telefongespräch besondere Bedeutung hat (dafür werden „Mühen“ auf sich genommen).

Beide legen zudem Wert darauf „jede freie Minute“ des Wochenendes miteinander zu verbringen. Ihr Bedürfnis nach möglichst „direktem“ Kontakt kann also nicht ausreichend über virtuelle Paarzeit ausgeglichen werden – auch wenn diese zur Aufrechterhaltung der Paarbeziehung als notwendig erachtet wird. Kommunikationsmittel bzw. -arten können also nach ihrer Eignung zur Stabilisierung von Paarbeziehungen hierarchisch geordnet werden. Direkte „Face-to-Face“ Kommunikation rangiert nach wie vor auf Platz Eins. Anna und Josef meinen diesbezüglich auch, dass sie unterschiedliche Kommunikationsmittel für unterschiedliche soziale Netzwerke nutzen (KollegInnen, Freunde, Familie etc.) – somit lassen Medientechnologien auch eine soziale Differenzierung ihrer NutzerInnen erkennen.

Josef zum Beispiel kommuniziert mit Professoren ausschließlich via Email, während er mit seinen Freunden ausschließlich via Facebook Kontakt hält. Letzteres erklärt er mit der Praktikabilität der virtuellen Plattform und ihre Massenwirksamkeit („alle“ anderen sind auch dort vernetzt, leichte Erreichbarkeit). Im Vergleich mit den anderen Paaren zeigt sich, dass jedes soziale Netzwerk für sich bevorzugte Kommunikationsarten wählt und Kommunikationsstile entwickelt – oftmals liefern die Befragten dafür sogar gegenteilige Argumente (z.B: Email-Verkehr ist „professioneller und unpersönlich“/ Emails lassen intimere Kommunikation zu etc.).

Zusammenfassend zeigt sich bei Anna und Josef, dass das Bedürfnis nach Nähe virtuell befriedigt wird. Dennoch reicht dieser virtuelle Kontakt nicht aus, die „reale“ Nähe kann nicht vollständig ersetzt werden. Das Paar tauscht sich intensiv auf virtueller Ebene aus, versucht aber ebenso die „realen Zeitdefizite“ an den Wochenenden auszugleichen. Die soziale Kontaktpflege verdoppelt sich demnach und lässt Josef und Anna „sozialen“ Stress empfinden (sie müssen einander und ihren Familien virtuell UND real Zeit zuwenden). Facebook besitzt für dieses Paar „Intensivierungs“-Charakter bereits bestehender enger Kontakte. Sie schließen lose Bekanntschaften eher aus.

Maria und Karl – das „Checkerpaar“

Maria und Karl sind seit knapp einem halben Jahr verheiratet und leben in einem gemeinsamen Haushalt. Beide sind 28 Jahre alt und bereits seit elf Jahren in einer Partnerschaft. Maria ist Angestellte im Sozialbereich und Karl arbeitet im Finanzbereich. Sie kennen sich aus ihrer Kindheit, das „erneute“ Kennenlernen im Alter von 16 Jahren fand bei einem Fest statt, das sie mit Freunden besuchten. Maria und Karl haben nach mehrmaligen – anfangs zufälligen, später vereinbarten – Treffen auf Festen, an denen es auch zum Austausch von körperlichen Intimitäten zwischen ihnen kam, ihre Beziehung zueinander thematisiert und sich im Gespräch als Paar definiert. Dieser Zeitpunkt ist sozusagen dialogischer Startpunkt ihrer Partnerschaft.

Eine normale Alltagswoche beginnt mit einem gemeinsamen Aufstehen, welches sie als wichtiges und „festigendes“ Paarritual beschreiben. Sie verlassen üblicherweise gleichzeitig die Wohnung, Maria ist meist einige Stunden vor Karl wieder zuhause und übernimmt daher den Großteil der Hausarbeit. Marias Arbeit ermöglicht ihr eine relativ flexible Zeiteinteilung, erfordert jedoch häufige Abendtermine, so dass beide abends selten Zeit füreinander haben. Das Paar geht ebenfalls jede Nacht gemeinsam zu Bett. Sie haben sich jede Woche einen Abend vorgenommen, den sie nur für sich haben, allerdings beklagen sie, dass dieser häufig nicht zustande kommt. Das Paar verfügt über einen großen gemeinsamen Freundeskreis mit dem es auch häufig etwas unternimmt. An den Wochenenden wird auch für beide Herkunftsfamilien Zeit eingeräumt. Maria und Karl planen in näherer Zukunft die Familiengründung und sind mit Hausbau beschäftigt.

Typisch für dieses Paar ist der hohe Koordinations- und Planungsaufwand, um den gemeinsamen Alltag zu organisieren. Da das Paar neben der Vollzeitbeschäftigungen auch noch ehrenamtlich tätig ist, den Kontakt zu Freunden sowie Familie rege pflegt und ein Haus baut, sind sehr viele Absprachen notwendig. Maria und Karl greifen dafür aber nur vermindert auf Medien zurück, sondern besprechen Organisatorisches für gewöhnlich morgens oder abends direkt miteinander.

Dennoch sind Medien Teil ihres alltäglichen Kommunizierens. Hauptsächlich verwenden sie den Anruf (zumindest einmal täglich) und Emails (etwa ein bis zweimal pro Woche) um miteinander in Kontakt zu treten. SMS und Facebook werden zum Großteil für Freunde und Bekannte verwendet. Insbesondere Maria bedient sich häufig der Online-Plattform um sich über Neues aus ihrem sozialen Umfeld zu informieren.

Grundsätzlich verwenden beide Facebook eher passiv. Die virtuelle Plattform ist für sie wie ein „Guckglas“ in ihre soziale Umwelt. Sie fühlen sich dadurch angeschlossen und „up-to-date“. Maria beschreibt sogar das Gefühl „Angst etwas zu verpassen“, wenn sie länger nicht „hinein schaut“. Facebook nimmt also auch für dieses Paar die Funktion eines sozialen „Integrationsmittels“ ein. Wobei aus den Online-Profilanalysen hervorgeht, dass tatsächlich kaum ein geposteter Text auf ihren „Pinnwänden“ zu finden ist, sondern nur Links zu Veranstaltungen, an denen sie teilgenommen haben. Karl und Maria kritisieren die oft „zu intimen“ Details, die andere Personen virtuell veröffentlichen. Sie halten sich in dieser Hinsicht bedeckt. Facebook wird eher als „Einbahnstrasse“ verwendet. Ähnlich wie andere Massenmedien, zum Beispiel dem Fernsehen, werden die dort produzierten Inhalte einfach „nur“ konsumiert. „Sinn“ schreibt das Paar dieser Technologie nur hinsichtlich der Vernetzung mit weit entfernten, eher losen Bekanntschaften zu – ganz im Gegenteil zu den vorherigen beiden Paaren. Mit dem sozialen Netzwerk tauschen sie meist Emails aus, um Treffen zu arrangieren und Kontakt zu halten.

Die Bevorzugung „privaterer“ Kommunikationskanäle und die Betonung eines „richtigen“ Umgangs mit Facebook zeigen, dass Maria und Karl ein relativ hohes Risikobewusstsein in Bezug auf Facebook besitzen. Die Offenheit des virtuellen Raums bietet auch eine Angriffsfläche. Andere könnten bei sogenannten „Seelenstriptease“ auf Facebook leicht eingreifen, Kritik üben und wunde Punkte erkennen. Mit ihrem vorsichtigen Umgang wollen sie also auch den bereits genannten destabilisierenden Effekt virtueller Präsenz vermeiden.

Den Aspekt der virtuellen Darstellung und Inszenierung ihrer Paarbeziehung weisen Karl und Maria aber trotzdem auf. Sie haben sogar das gleiche Profilbild für ihre individuellen Online-Profilseiten gewählt: ihr Hochzeitsfoto (auch weitere Fotos des Paares, den Beziehungsstatus „verheiratet“ und den Jahrestag). Die Paar-Präsentation ist ihnen auf der virtuellen Plattform

ebenso wichtig wie im „Real Life“ und eine „Verheimlichung“ ihres Beziehungsstatus würde auch Konflikte schüren. Die geleistete Objektivierungsarbeit wird im Interview direkt von Maria angesprochen, „man sollt schon sehen, dass wir ein Paar sind“.

Insgesamt nehmen Medientechnologien für dieses Paar eher eine praktikable und funktionale Rolle ein. Sie ermöglichen dem Paar eine flexiblere Freizeitgestaltung und dienen als Hilfsmittel zur Koordination der vielen sozialen Kontakte (Familie, Freunde etc.). Im Vergleich zu den ersten beiden Paaren haben Maria und Karl den virtuellen Raum nicht so stark in ihr Alltagsleben integriert, die Medien nutzen sie wie ein Arbeitswerkzeug, sie fühlen sich nicht als „Teil davon“ – darin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied im Medienverständnis zu Anna und Josef oder Gabi und Franz.

Linda und Robert – das „Netzwerkpaar“

Linda und Robert sind beide 22 Jahre alt und zum Zeitpunkt des Interviews auf den Tag genau eineinhalb Jahre in einer festen Paarbeziehung. Beide leben noch bei ihren Eltern, doch das Paar verbringt nahezu jeden Tag miteinander, abwechselnd eine Nacht in Roberts und eine in Lindas Elternhaus. Dabei liegt der Schwerpunkt eher auf Roberts Elternhaus, da er sich aufgrund einer Katzenallergie nicht lange ohne Symptome bei Linda zuhause aufhalten kann. Kennengelernt haben sich Robert und Linda durch die FH, an welcher sie zugleich mit ihren Studien begonnen hatten. Mittlerweile hat Linda allerdings eine andere Fachrichtung eingeschlagen, so dass nur noch wenige Lehrveranstaltungen gemeinsam besucht werden. Das Paar gibt an, sich etwa nach dem ersten halben Jahr der Bekanntschaft auf einem Fest „näher gekommen“ zu sein. Von diesem Zeitpunkt an unterhielten sie eine enge Freundschaft. In den nächsten Monaten kam es immer wieder zum Austausch von körperlicher Intimität bis etwa ein halbes Jahr nach Beginn der Freundschaft die Art der Beziehung als exklusive Paarbeziehung festgelegt wurde.

Der übliche Alltag des Paares beginnt mit der FH, allerdings müssen sie selten zur gleichen Zeit aufstehen. Während der FH treffen sie sich meist in den Pausen und danach fahren sie gemeinsam entweder zu ihm oder zu ihr nachhause. Sie verbringen die Abende miteinander, planen eventuelle Wochenendveranstaltungen und stehen im regen Kontakt mit ihren Freunden. Sie geben an, sich zumindest jedes zweite Wochenende mit möglichst allen Freunden zum gemeinsamen Ausgehen zu treffen und ansonsten ruhige Abende im Freundeskreis zu verbringen. Etwa einen Tag pro Woche halten sie sich nicht zusammen an einem Ort auf. Möglichst viel Zeit miteinander ist ihnen wichtig.

Typisch für das Paar ist die starke Einbettung in ihr soziales Netzwerk. Beide haben verschiedene Freundesgruppen (FH, Heimatorte etc.) aneinander geknüpft, so dass sich allmählich ein großer gemeinsamer Freundeskreis entwickelt hat und sie betreiben ein hohes Maß an sozialer Kontaktpflege.

Online Kommunikation nimmt in dieser Hinsicht einen großen Stellenwert für das Paar ein. Beide geben an, nicht nur während des Unterrichts, sondern auch in ihrer Freizeit immer auf virtuellen Kommunikationsplattformen eingeloggt zu sein. Sie verfügen zudem über Mobiltelefone, die mit diversen virtuellen Plattformen synchronisiert sind und alle relevanten Neuigkeiten auf ihre Handys weiterleiten. Auf diesem Wege können sie in regem Kontakt mit zugleich mehreren Freunden stehen. Auch innerhalb der Paarbeziehung bedienen sie sich relativ häufig medialer Kommunikation. Das Paar strebt die Verdichtung seines sozialen Umfelds (durch die Zusammenführung verschiedener Freundeskreise) bewusst an. Hier zeigt sich ein Aspekt, der schon bei zuvor dargestellten Paarportraits zum Vorschein kam: Die Intensivierung bereits engerer sozialer Kontakte (alias „strong“ und „weak“ ties-Thematik), die Linda und Robert durch ihre virtuelle und „reale“ Netzwerkarbeit erzeugen.

Sie wollen ihre Freunde stets über alles Neue informieren, Einladungen aussprechen und betonen dabei den praktischen Nutzen von Facebook als „Netzwerk“-Instrument. Sofort können sie alle Personen erreichen, die ihnen „nahe“ stehen. Eine Idee (z. B. über den Besuch einer Abendveranstaltung am kommenden Wochenende) lässt sich per Mausklick in Windeseile verbreiten. Linda und Robert forcieren diese soziale Nähe zu ihrem Umfeld also auf virtueller und realer Ebene. Hierin zeigt sich das bereits mehrfach diskutierte Bedürfnis sozialer Integration im Zusammenhang mit der Nutzung virtueller Plattformen. Auf die Paarbeziehung von Linda und Robert können daraus wiederum stabilisierende und destabilisierende Effekte abgeleitet werden: Zum Einen stützt ein gemeinsamer Freundeskreis die Paarwirklichkeit und trägt zu ihrer Objektivierung bei (wie bereits dargelegt). Zum Anderen zeigt sich, dass die besonders große Nähe und rege Interaktion im sozialen Netzwerk eine Form von „Gruppenintimität“ erzeugt, die der Paarintimität von Linda und Robert vorgereicht zu sein scheint bzw. diese vielleicht sogar ein Stück weit ablöst.

Die Online-Profilanalysen zeigen zum Beispiel hauptsächlich Fotos, auf denen sich Linda, Robert und zumindest noch eine weitere Person befinden. Die virtuell publizierten Texte und Antwort-Kommentare legen ebenfalls den Schluss nahe, dass die Paarbeziehung kaum von den anderen nahen sozialen Kontakten abgegrenzt wird (in allen Online-Texten steht stets die Freundesgruppe und deren gemeinsame Erlebnisse im Vordergrund). Die virtuell erzeugte bzw. verstärkte soziale Nähe zu anderen Menschen ermöglicht den Aufbau von Vertrautheit, Intimität, Austausch sensibler Informationen etc. – typische Elemente einer Paarbeziehung nach Lenz.

Facebook ermöglicht im Fall dieses Paares anderen sozialen Figurationen mit dem Paarmodell hinsichtlich „Intimität“ zu konkurrieren – weil es den intensiven kommunikativen Austausch so leicht macht (natürlich hängt dies immer von der Art der Nutzung ab).

Einige weitere Aspekte, die bereits bei den zuvor portraitierten Paaren genannt wurden, tauchen auch bei Robert und Linda auf: Zum Beispiel das Phänomen virtuell gelebter Paarzeit, so bald das Paar über einen längeren Zeitraum räumlich von einander getrennt war (ein Auslandssemester von Robert). Die beiden haben Paarrituale in den virtuellen Raum verlegt – zum Beispiel das tägliche zeitgleiche gemeinsame Ansehen einer Fernsehserie, das „Verabreden“ zum Videochat-Treffen etc. Nach Ablauf der räumlichen Trennung kehrte das Paar allerdings zu seinen „üblichen“ Mediennutzungsverhalten zurück – der erhöhte Virtualisierungs-Grad war bloß vorübergehend.

Auch die Rangordnung von Kommunikationsstilen je nach ihrer Eignung für paarspezifische Inhalte sprechen Linda und Robert an. Sie haben zu Beginn, als sich ihre Paarbeziehung noch im „Status Quo“ befand (Aufbauphase), online darüber gechattet, was sie einander nun denn bedeuten. Für die konkrete Definition als „Paar“ griff Robert jedoch zum Telefon, um zumindest direkt Lindas Stimme zu hören („Na, das macht man net so [über virtuelle Komm.]“). Hier lässt sich die Werthaltung, direkte „Face-to-Face“-Kommunikation hat bei sensibler (besonders intimer, emotional aufgeladener oder schlicht als wichtig empfundener) Information den Vorrang, deutlich ablesen.

Sabine und Heinz – das resignierte Paar

Sabine und Heinz sind seit fünf Jahren ein Paar und leben in einem gemeinsamen Haushalt. Sabine ist 28 Jahre alt und in Karenz, daneben absolviert sie seit zwei Jahren eine Ausbildung im pädagogischen Bereich. Heinz ist 30 Jahre alt und technischer Angestellter. Mit Sabine und Heinz leben auch noch drei Kinder in der gemeinsamen Wohnung – zwei Jungen (7 und 6 Jahre alt), die aus einer früheren Beziehung von Heinz stammen und eine gemeinsame Tochter (2 Jahre alt).

Das Paar hat sich über eine Online Partnervermittlung kennengelernt. Sabine hatte damals Heinz angeschrieben, weil ihr gefiel, dass er ein Bild von sich und einem seiner Söhne für sein Onlineprofil verwendete. Nach etwa drei Tagen des Chattens (auch Videochat) kam es bereits zum ersten Treffen. Sabine und Heinz erzählen von häufigen Treffen und Online Kommunikation in den ersten Tagen. Nach etwa zwei Monaten legten sie ihre Paarbeziehung als solche fest.

Eine typische Alltagswoche lässt nur wenig Paarzeit oder individuell frei verfügbare Zeit für beide zu. Sabine und Heinz stehen meist zu unterschiedlichen Zeiten auf. Eine Hälfte der Woche muss Heinz vor Sabine zur Arbeit, die andere Hälfte der Woche muss Sabine noch vor Heinz' Arbeitsbeginn zu ihrer Praktikumsstelle (im Zuge der Ausbildung) und auch an den Wochenenden kommt der gemeinsame Beginn des Tages eher selten vor. Während der Praktikumsstage von Sabine übernimmt ihre Mutter die Kindesbetreuung für die Tochter, an den anderen Tagen ist Sabine mit dem jüngsten Kind zuhause und erledigt anfallende Hausarbeit. Die Söhne kommen nachmittags von der Schule und Heinz abends von der Arbeit. Er erledigt mit seinen Kindern Hausaufgaben und bringt sie zu Bett, während Sabine die Tochter versorgt. In der Regel haben sie ab etwa 20 Uhr Zeit für sich, die Heinz meist vor dem Fernseher und Sabine im Arbeitszimmer verbringt, da sie für ihre Ausbildung nur zu dieser Zeit konzentriert lernen kann. Das Paar gibt an, etwa eine halbe Stunde täglich gemeinsame Zeit zu verbringen – während des Abendessens. An den Wochenenden finden häufig Familienbesuche oder Besuche von Freunden statt.

Die Paarbeziehung ist von zahlreichen Konflikten gekennzeichnet über die das Paar auch offen spricht. Die Patchwork-Zusammenstellung wird von Sabine als problematisch empfunden und die alltäglichen Anforderungen, die kaum freie Zeit für das Individuum und das Paar zulassen sprechen beide als große Belastungen an. Ihr Kommunikationsverhalten charakterisieren Sabine und Heinz als resignierend. Die „unlösbaren“ Konflikte haben zu einer relativ starken Reduzierung ihrer Kommunikation geführt.

Beide benutzen neben dem Mobiltelefon (Anruf/ SMS) auch häufig Online-Kommunikationsplattformen wie Facebook, allerdings hauptsächlich um mit Freunden und Verwandten in Kontakt zu bleiben. Zur Kommunikation miteinander verwendet das Paar hauptsächlich SMS, etwa ein bis zwei Mal pro Tag und den Anruf etwa einmal pro Tag – letzteren auf Wunsch der Tochter.

Heinz sieht in Facebook die einzige Möglichkeit den Kontakt zu seinem sozialen Netzwerk nicht zu verlieren. Gleichzeitig kritisiert er den sozialen Druck, auf derartige Medientechnologien angewiesen zu sein. Auch Sabine verwendet die virtuelle Plattform hauptsächlich um bei ihren Freunden „auf dem Laufenden“ zu bleiben. Bei keinem anderen Paar tritt die Nutzung Facebooks zur sozialen Integration so deutlich hervor. Dort können sie ihre Zeitdefizite ausgleichen, aufgrund ihres belastenden Alltags können sie kaum „direkt“ mit ihrem sozialen Umfeld in Kontakt treten, obwohl sie das gerne würden. Die Angst vor sozialer Isolation zwingt sie – insbesondere Heinz – sich virtuell an das Umfeld „anzuschließen“.

Grundsätzlich weisen Sabine und Heinz einige bereits erwähnte Aspekte auf. Sie haben ein paarspezifisches Repertoire an Medienkommunikation entwickelt – damit sind bestimmte Kommunikationsrituale wie ein SMS in der Mittagspause oder ein Anruf vor dem Schlafengehen gemeint. Sie nutzen auch unterschiedliche Medientechnologien für die verschiedenen sozialen Netzwerke (Soziale Differenzierung je nach Familie, KollegInnen, Freunde).

Ihre gesamte Kommunikation miteinander beschränkt sich hauptsächlich auf sachlichen Informationsaustausch und Koordinationsaufgaben – insbesondere hinsichtlich der Mediennutzung. Aus den Kommunikationstagebüchern geht hervor, dass im direkten Gespräch noch am ehesten paarspezifische Kommunikation erfolgt – allerdings auch sehr konfliktreiche, Sabines Kommunikationstagebuch war sogar zerrissen (mit ihrer ausdrücklichen Erklärung, dass es sich dabei um einen großen Streit gehandelt habe). Anzeichen einer Krise dieses Paares werden insbesondere durch ihre Interviewaussagen wie „Reden hat keinen Sinn mehr“ und Kommunikation würde gemieden, deutlich. Die Medien bieten ihnen die Möglichkeit den Konflikten aus dem Weg zu gehen – denn über Telefon oder SMS tragen sie diese nicht aus. So können sie wichtige organisatorische Dinge miteinander regeln, ohne in „direktem“ Kontakt zu stehen.

Ihr Bedürfnis nach „Nähe“ und Austausch befriedigen sie über virtuelle Plattformen wie Facebook – die neuen Medientechnologien bieten ihnen damit „Flucht“- und „Ausgleichsmöglichkeiten“. Aus den Online-Profilanalysen geht dies ebenso hervor, Sabine und Heinz haben in dem Beobachtungszeitraum kein einziges Mal Kontakt zu einander aufgenommen (weder über Text- noch Bildnachrichten, Links etc.). Ihr Nutzungsverhalten des virtuellen Raums wirkt sich auf ihre Paarbeziehung eher negativ aus, da sie nicht mehr innerhalb der Paarbeziehung nach Nähe, Intimität und kommunikativen Austausch suchen – sondern diese Bedürfnisse rein über den Freundeskreis befriedigen. Mit Hilfe der Medien haben sie Konfliktvermeidungsstrategien entwickelt – dadurch „entfernt“ sich das Paar einerseits (wenig Kommunikation führt auch zum Abbau paarspezifischen Wissens und in weiterer Folge zum Abbau von Vertrautheit/ Intimität), andererseits könnte es hierin aber auch den nötigen Ausgleich finden, um individuellen „emotionalen Balast“ nicht noch zusätzlich auf die krisenbehaftete Paarbeziehung abzuladen (diese Vermutung bedarf für eine gehaltvolle Interpretation psychologisches Wissen).

Sie zählen auch zu den einzigen beiden Paaren, die keine Paarverlinkung angegeben haben (bei Sabine scheint allerdings der Status „In einer Beziehung“ auf) und keine Paarfotos veröffentlichen. Eine virtuelle Stützung der Paaridentität wird in ihrem Fall eher dementiert. Dadurch ergibt sich ein deutlicher Kontrast zu den anderen teilnehmenden Paaren.

Elsa und Otto – das humorvolle Paar

Elsa und Otto sind seit dreieinhalb Jahren ein Paar und leben seit kurzem in einem gemeinsamen Haushalt. Sie stammen aus derselben ländlichen Kleinstadt (< 5.000 Ew.) und kennen sich aus ihrer gemeinsamen Hauptschulzeit. Beide sind 24 Jahre alt, leben und arbeiten nun in einer Großstadt (< 2.000.000 Ew.), wobei Elsa bereits seit etwa drei Jahren hier wohnt (aufgrund ihres mittlerweile abgeschlossenen Studiums im Wirtschaftsbereich vor Ort). Otto ist erst seit wenigen Monaten hergezogen. Circa drei Jahre führten die beiden deshalb eine Wochenendbeziehung und Elsa pendelte an den Wochenenden immer in die etwa 130 km entfernte Heimatstadt. Elsa ist Angestellte und Otto in einem Handwerksbetrieb tätig. Das Paar hat sich nach eigenen Angaben via „Facebook“ kennengelernt. Obwohl sie sich bereits seit ihrer Schulzeit kannten, gab es für etwa sechs Jahre keinen Kontakt zwischen ihnen. Erst als sie sich über Facebook „wiedergefunden“ haben, kam es zur Kontaktaufnahme. Sie besuchten gemeinsam ein Fest in ihrem Heimatort und trafen sich von da an regelmäßig. Der Zeitpunkt ihres Beziehungsbeginns wird nicht exakt definiert, legt aber die Begegnung auf dem erwähnten Fest nahe.

Eine Alltagswoche beginnt üblicherweise mit dem gemeinsamen Aufstehen, da sie beide ein Stück weit denselben Arbeitsweg zurücklegen und ähnliche Arbeitszeiten haben. Während ihrer Arbeit kontaktieren sie sich gegenseitig mit SMS und telefonieren regelmäßig in den Mittagspausen miteinander. Ihre Wohnung liegt etwas vom Stadtzentrum entfernt, so dass sie für ihren Heimweg üblicherweise an einem günstig gelegenen Verkehrsknotenpunkt aufeinander warten und noch Einkäufe erledigen. Das Paar unternimmt fast täglich abends noch etwas außer Haus. Als besonders wichtiges Ritual für ihre Paarbeziehung beschreiben sie das tägliche gemeinsame Abendessen und Kochen. Sie liefern dazu den bekannten Spruch „Liebe geht durch den Magen“ – die Mahlzeit ist „Ankerpunkt“ ihres Beziehungsalltags. Die Wochenenden verbringt das Paar häufig im gemeinsamen Heimatort, da der Großteil ihres sozialen Netzwerks dort wohnhaft ist. Elsa und Otto geben zwar an, dass sie nur jedes zweite Wochenende „nachhause“ fahren, im Laufe des Interviews zeigt sich aber, dass sie ihre Wochenenden deutlich öfter am Heimatort als in der Großstadt verbringen.

Typisch für das Paar ist neben dem hohen Stellenwert des gemeinsamen Essens der humorvolle Umgang miteinander. Sie führen häufig spezielle Handlungsabläufe aus um individuelle und auch gemeinsame positive Gefühle oder Erlebnisse zu zelebrieren (zum Beispiel ein „Einchecken“ mit den Händen bzw. Fäusten) und betonen Humor als wichtigsten Aspekt ihrer Paarbeziehung.

Schwierig gestaltete sich ihr Beziehungsanfang, da Elsa unmittelbar vor dem „erneuten Kennenlernen“ die Heimatstadt verlassen hatte. Otto und Elsa beschreiben einen grundsätzlich relativ hohen kommunikativen Austausch in den ersten Monaten, der in ihrem Fall hauptsächlich über Medien stattfand (Online-Kommunikation, Anrufe und SMS).

Seit das Paar in einem gemeinsamen Haushalt lebt, hat sich die mediale Kommunikation zwischen beiden stark verringert. Dennoch treten sie täglich während ihrer Arbeitszeit via Anruf oder SMS miteinander in Kontakt. Ihre paar-interne Kommunikation betrifft entweder die Organisation ihrer Freizeitgestaltung oder die Mitteilung von Liebesbekundungen. Online-Kommunikation verwendet das Paar hauptsächlich passiv (Informationsbeschaffung über Freunde und Veranstaltungen) und zur Kontaktpflege mit Personen aus der Heimatstadt.

Elsa und Otto's Beziehungsalltag ist von vielen Paarritualen geprägt, ähnlich wie bei Maria und Karl. Sie stehen gemeinsam auf, gehen gemeinsam schlafen etc. Diese Ritualisierung zeichnet sich auch in ihrem Medienverhalten ab (jede Mittagspause ein Anruf z.B.). Für ihre paarspezifischen Mechanismen nutzen sie die neuen Kommunikationstechnologien. Im virtuellen Raum präsentieren sie anhand der typischen Elemente (Paarfotos, Beziehungsstatus, Verlinkung etc.) ihre Paarbeziehung. Dabei entwickeln sie ihren „eigenen Stil“, denn anstatt virtuell schriftliche Liebesbekundungen, Herzchen-Grafiken oder ä. auszutauschen sind ihre beiden virtuellen Pinnwände gepflastert von zahlreichen Fotos über ihre Aktivitäten im „Real Life“ – die Online-Profile lesen sich wie eine Fotostory ihrer Paarbeziehung, die Freunde kommentieren können.

Elsa und Otto erzählen im Interview, dass sie grundsätzlich nur positive Informationen über sich auf Facebook stellen wollen. Sie kritisieren „zu intime“ Details anderer. Die virtuelle Plattform verwenden sie also, um ihre Paaridentität idealisiert darzustellen, anderen einen „inszenierten“ Einblick in ihr Leben zu geben. Die Betonung auf eben eine rein positive Paardarstellung lässt den Rückschluss zu, dass sie sich vor Einmischung oder Angriffen anderer schützen wollen – sie schreiben Facebook demnach implizit Risiken für ihre Paarbeziehung zu (Verletzung der Privatsphäre, „abgegrenztes“ Gebiet, Angst vor Entblößung o. ä.) und wollen derartige destabilisierende Effekte vermeiden.

Wieder fällt die Phrase des „rein schauens“ wenn es um die Facebook-Nutzung im Allgemeinen geht. Elsa und Otto sind nachwievor stark in ihrem Heimatort verwurzelt und unterhalten regen Kontakt zu ihren Familien und Freunden. Facebook „brauchen“ sie um die Anbindung an ihr entferntes soziales Netzwerk nicht zu verlieren. Darin investieren sie auch relativ viel Zeit, was sie zugleich als belastend beschreiben. Für die Paarbeziehung bedeutet das Stress, denn sie müssen nicht nur virtuelle Kontaktpflege mit ihren „Heimat“-Freunden

betreiben, sondern für ihre gleichbleibende Einbettung in dieses alte soziale Netzwerk auch ihrer Paarbeziehung fortlaufend virtuelle Präsenz verleihen. Durch die virtuelle Teilnahme ihrer Freunde an ihrem Beziehungsalltag (via Kommentare etc.) kommt es zur Objektivierung ihrer Paaridentität auf virtueller Ebene. Um an ihren „Wurzeln“ festhalten zu können, sind Elsa und Otto also stark auf Facebook angewiesen.

Susi und Leo – das Romantikpaar

Susi und Leo sind seit zwei Jahren in einer Paarbeziehung und genauso lange leben sie auch schon in einem gemeinsamen Haushalt (Leo ist nach den ersten zwei Wochen zu Susi gezogen). Susi ist 26 Jahre alt und Angestellte im Rechtsbereich, zusätzlich arbeitet sie im Betrieb ihres Vaters als Bürokraft mit. Leo ist 24 Jahre alt, Angestellter und leidenschaftlicher Fußball-Spieler. Susi und Leo leben in einer mittelgroßen Stadt (> 13.000 Ew.), ihre Arbeitsstellen befinden sich in unmittelbarer Nähe (< 20 km) und auch ihre sozialen Kontakte (Herkunftsfamilien, Freunde) stammen aus der Gegend ihres Wohnsitzes.

Das Kennenlernen des Paares beschreiben sie als ungewöhnlich und beinahe „zu schnell“. Susi war seit einer Woche Single nach einer etwa 5 Jahre andauernden Beziehung und Leo hatte mit einer benachbarten engen Freundin von Susi wenige Monate zuvor ein „unverbindliches“ Verhältnis (über den Zeitraum von etwa einem Jahr). Auf einem Ball kamen Susi und Leo zum ersten Mal ins Gespräch miteinander und setzen auf dieses Datum auch ihren Jahrestag/ Beziehungsbeginn. In den darauffolgenden Tagen ging alles sehr schnell. Sie trafen sich häufig und fuhren bereits nach den ersten zwei Wochen gemeinsam mit Freunden von Leo auf Urlaub. Gleich darauf zog Leo bei Susi ein.

Die rasche Paarbildung bescherte ihnen nach eigener Auffassung erhebliche Schwierigkeiten im Beziehungsaufbau. Dabei erzählen sie von „innerlichen“ wie „äußerlichen“ Konflikten. Susi musste sich erst „emotional“ von ihrem Expartner lösen und sich auf Leo „einstellen“. Die angewöhnten paarspezifischen Verhaltensmuster und Routinen der alten Beziehung konnten nicht in die neue Paarbeziehung transferiert werden. Die erwähnten inneren Konflikte verweisen auf die Notwendigkeit erst durch zeit- und kommunikationsintensiven Austausch sensibler Informationen paarspezifisches Wissen aufzubauen (das nicht auf andere Beziehungen übertragbar ist, sondern personenabhängig).

Zusätzlich fehlte dem Paar die Stützung durch ein soziales Netzwerk. Familie und Freunde mussten sich erst an die Paarauflösung von Susi und ihrem Exfreund „gewöhnen“. Leo wurde erst nach einigen Monaten als Beziehungspartner ernstgenommen. Das bedeutete für das Paar, allein für die Herstellung der Paaridentität zu sorgen. Das soziale Umfeld nahm die Beziehung nicht als solche wahr, definierte Susi und Leo nicht als Paar und widersprach deren Selbstdefinition. Susi erwähnt, dass sie erst nach etwa einem dreiviertel Jahr die Beziehung als „stabil“ empfunden hatte (Sicherheit darüber, sich in einer „festen“ Paarbeziehung zu befinden). Dadurch wird deutlich, wie bedeutungsvoll die Rolle eines wirklichkeits-„bestätigenden“ sozialen Umfelds für Paare sein kann bzw. ist.

Susis benachbarte Freundin konfrontierte das Paar zudem einige Male öffentlich mit der „verletzenden Romanze“ (jene Freundin, die mit Leo zuvor ein Verhältnis hatte). Susi und Leo empfanden diese Anschuldigungen zwar als belastend, allerdings trugen die Auseinandersetzungen mit ihr zur Objektivierung der Paarwirklichkeit bei – im Gegensatz zum restlichen sozialen Umfeld nahm diese Freundin Leo als Partner von Susi wahr. Susi verlor dadurch aber eine enge Vertraute.

Eine Alltagswoche des Paares beginnt meistens mit dem gemeinsamen Aufstehen. Das Paar hat drei Tage pro Woche annähernd den gleichen Arbeitsweg, den es auch gemeinsam zurücklegt. Da Leo in einem Fußballverein spielt und selbst eine Kinder-Fußballmannschaft trainiert, hat das Paar nur relativ wenig Zeit für sich. Leo hat vier Mal im Anschluss an seinen Arbeitstag Fußballtraining, so dass er erst gegen 20:30 Uhr nachhause kommt. Auch am Wochenende spielt er in der Regel bei zwei Matches mit. Susi erzählt, dass die viele Zeit, die Leo für Fußball verwendet, häufig zu einem Konfliktthema des Paares wird. Leo und Susi haben diesbezüglich eine Bewältigungsstrategie entwickelt: den sog. „Sternderl-Tag“ – ein Abend pro Woche, an dem nur das Paar alleine Zeit miteinander verbringt. Grundsätzlich verbringen die beiden alle Nächte miteinander und unternehmen in der Regel auch jedes Wochenende einmal etwas mit Freunden (häufiger aus seinem sozialen Netzwerk). Susi begleitet Leo auf alle Meisterschaftsspiele zu denen auch seine Familie kommt. Zu ihrer Familie herrscht seltener Kontakt und hauptsächlich über Medien.

Typisch für dieses Paar ist die starke bewusste Arbeit an der Paaridentität. Das Paar führt seit Beginn der Beziehung ein sogenanntes „Beziehungsbuch“, in dem sie zahlreiche Eintrittskarten von gemeinsam besuchten Veranstaltungen, Fotos des Paares und für einander Gebasteltes, Gezeichnetes oder Gedichtetes gesammelt haben.

Zu allen besonderen Anlässen (Geburtstage, Jahres- und Halbjahrestage, Valentinstage oder nach Streit etc.) wird etwas in dieses Buch eingetragen. Damit haben sie ihre Paargeschichte praktisch greifbar gemacht.

Auch Medien und der virtuelle Raum (Facebook) werden von Leo und Susi dezidiert für die Darstellung ihrer gemeinsamen Erlebnisse und ihrer Liebesempfindung genutzt (häufiges Posten von Symbolen der Zuneigung an die virtuelle Pinnwand des jeweils anderen, tägliches Medienritual zur Mitteilung der Zuneigung). Sie werfen täglich zumindest einmal einen Blick auf ihr Facebook-Profil und verwenden etwa drei bis viermal täglich den Anruf sowie SMS, um miteinander zu kommunizieren. Die virtuelle Plattform dient ihnen nebst der Darstellung ihrer Paarbeziehung hauptsächlich zur sozialen Integration. Die virtuelle Vernetzung ermöglicht ihnen trotz knapper Zeit für Freunde und Familie „soziale Nähe“ zu ihnen.

Ein interessanter Aspekt bei Susi und Leo zeigt sich in ihrer praktisch „umgedrehten“ Online-Paarzeit. Haben viele andere Paare davon berichtet, dass sie im virtuellen Raum Zeit miteinander verbringen, wenn sie durch bestimmte Umstände im „Real Life“ voneinander getrennt sind (berufliche Gründe etc.), so setzt dieses Paar virtuellen Raum genau für das Gegenteil ein. Da sie sehr unterschiedliche Hobbies und Interessen pflegen, aber gemeinsame Paarzeit verbringen wollen, sitzen sie oft zusammen auf der Couch und er spielt dabei ein Online-Spiel oder sieht einen Film an während sie via Facebook mit Freunden chattet. Der virtuelle Raum bietet ihnen also individuelle Entfaltungsmöglichkeit, so dass weniger Kompromisse geschlossen werden müssen und dennoch reale Zeit und Raum miteinander geteilt werden. Facebook schließt also ein Stück weit die Brüche zwischen individuellen Präferenzen und sichert damit ihre Paar-Stabilität. Obwohl Susi und Leo ihre Aufmerksamkeit und Konzentration unterschiedlichen Dingen zuwenden, reicht offenbar die physische Anwesenheit um das Bedürfnis nach gemeinsamer Paarzeit zu befriedigen.

Für ihre virtuellen Aktivitäten wenden sie sogar ein relativ hohes Maß an realer Arbeitszeit auf. Susi erzählt, dass sie sich mit all den verbundenen „Konsequenzen“ dazu entschieden hat, eine virtuelle öffentliche Person zu sein. Dazu zählt sie nebst Emailadressen und Online-Profilen auch Netbanking, Online-Shopping etc. Um ihre Person zu schützen, wartet sie all ihre Online-Accounts regelmäßig (führt die neuesten Sicherheitsbestimmungen durch, organisiert ihre virtuellen Kontakte nach dem Bekanntheitsgrad z.B.: „befreundet“, „KollegInnen“, Bekannte etc., kontrolliert die veröffentlichten Inhalte zu ihrer Person von vernetzten Freunde usw.). Bei Gestaltung des virtuellen Auftritts ebenso wie bei seiner Sicherung vor Angriffen unterstützt sich das Paar gegenseitig und informiert einander auch so bald sich etwas „Neues“ auf der Profilstelle von einem der beiden tut.

Die „Kosten“ des virtuellen Lebens werden also von beiden getragen, um das Risiko, das mit Öffentlichkeit einhergeht, zu verringern (z.B.: bloßstellende Kommentare oder Fotos, die andere Personen veröffentlichen). Daraus lässt sich ableiten, dass die virtuelle Präsenz relativ hohen Stellenwert besitzt, wenn rein für ihre Sicherung derartige Mühen investiert werden. Manche Befragten entschieden im Sinne eines nahezu utilitaristischen Nutzenkalküls, dass derartige „Virtualitätskosten“ zu hoch seien und verzichteten deshalb zur Gänze auf virtuelle Präsenz (mehr dazu im Anschluss an die Paarportraits).

Nicole und Felix – das „Chillerpaar“

Nicole und Felix sind das jüngste teilnehmende Paar, beide sind 19 Jahre alt. Ihre Paarbeziehung besteht bereits seit viereinhalb Jahren. Sie besuchten dasselbe Gymnasium seit Beginn der Unterstufe. Durch einen Professor wurden sie in der 4. Schulstufe nebeneinander gesetzt und wurden Freunde. Noch im selben Jahr machten sie auf einem Schulausflug gemeinsam einen Spaziergang und erklärten diesen Tag als Beziehungsbeginn. Über die Definition ihrer Paarbeziehung als solche haben sie allerdings nie direkt gesprochen, sondern meinen, diese hätte sich von alleine so entwickelt und sei für beide „klar“ gewesen.

Nicole und Felix stammen aus benachbarten Ortschaften (< 4.000 Ew.), seit etwa einem Jahr studiert Nicole in einer 120 km entfernten größeren Stadt (rund 270.000 Ew.) und lebt dort mit einer engen Freundin in einer Wohngemeinschaft. Nicole und Felix sehen sich seither nur noch an den Wochenenden und in den Ferien. Sie geben an, die Zeit von Freitagnachmittag bis Sonntagabend nahezu durchgehend miteinander zu verbringen – hauptsächlich im elterlichen Haushalt von Nicole. Felix besucht das letzte Jahr einer berufsbildenden höheren Schule.

In der Ferienzeit verbringen sie jede freie Minute miteinander. Das gemeinsame Aufstehen, Schlafengehen und miteinander Essen stellen dabei die zentralen Paarrituale dar. Generell unternimmt das Paar eher wenig an den Wochenenden, die häufigste gemeinsame Aktivität außer Haus ist der seltene Kinobesuch. Meistens wird das Wochenende jedoch zuhause im Bett verbracht und dabei ferngesehen. Typisch für dieses Paar ist die passive Freizeit-/Paarzeitgestaltung. Zudem wirkt im Fall von Nicole und Felix das soziale Netzwerk nur in geringem Maße beziehungsstabilisierend. Beide bewegen sich in relativ strikt voneinander getrennten Freundeskreisen und haben nur wenig Kontakt zum Freundeskreis des jeweils anderen. Dieses Paar weist einige Ähnlichkeiten mit Anna und Josef auf. Das Wochenende gehört ausschließlich dem Paar, das sich dann nur im familiären Netzwerk bewegt, während an den Schultagen die voneinander stark abgetrennten Freundeskreise gepflegt werden.

So schaffen sie es, trotz räumlicher Trennung und Zeitdefiziten alle bestehenden sozialen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Als besonders wichtig für eine Beziehung benennen sie das gemeinsame Gespräch, ähnlichen Geschmack und spezifisches Paarwissen (zum Beispiel: Scherze, die nur vom Paar verstanden werden).

Kommunikationsmedien haben einen hohen Stellenwert für sie, beide benutzen täglich Anruf, SMS und Facebook. Wobei in den Phasen der räumlichen Trennung hauptsächlich via Anruf und nur selten via SMS miteinander kommuniziert wird. Diesbezüglich hat das Paar auch einige Medienrituale entwickelt (so zum Beispiel ein SMS während des Tages, ein langer Anruf nach der Schule bzw. FH-Zeit und ein Anruf immer vor dem Schlafengehen). Facebook wird von Felix eher passiv, von Nicole aber sehr aktiv benutzt. Sie fühlen sich dadurch integriert und Nicole erzählt wie schon einige andere von ihrer „Angst etwas zu verpassen“, wenn sie einen Tag lang keinen Zugang zu Facebook hat. Während der Studienwochen ist sie durchgehend online, sofern es die Unterrichtseinheiten zulassen und auch am Wochenende nimmt sie den Laptop mit ins Bett – was oft Anlass für Konflikte des Paares ist. Nicole will sich ihrem sozialen Netzwerk ständig angeschlossen fühlen – wenn sie am Studienort ist, möchte sie zu Freunden aus ihrem Heimatort in virtueller Verbindung stehen und an den Wochenenden möchte sie zu ihren StudienkollegInnen Kontakt halten, um immer am Laufenden zu sein.

Die Angst davor nicht mehr auf dem aktuellsten Stand zu sein, nicht zu wissen was im sozialen Umfeld momentan vor sich geht, ist stärker als der Wunsch nach einem intimen Momenten mit Felix. Sie kann nicht mehr „abschalten“. Dieses Phänomen ist nun schon bei einigen Befragten zutage getreten und weist nahezu zwanghaften Charakter auf – man könnte es in seiner stärksten Ausprägung als „Soziomanie“ bezeichnen, ein übersteigertes Bedürfnis nach sozialer Integration gekoppelt an den Anspruch absoluter Aktualität. Felix nutzt Facebook seltener (da sein Handy damit synchronisiert ist, sieht er dennoch sofort wenn Freunden Neuigkeiten posten). In der Regel wirft er maximal einmal täglich einen Blick darauf.

Was Felix und Nicole aber von dem meisten anderen Paaren unterscheidet ist die Nutzung Facebooks ausschließlich für ihre Freundeskreise. Sie haben ihrer Paarbeziehung keine virtuelle Präsenz verliehen. Beide haben keinen Beziehungsstatus angegeben und Paarfotos findet man auf ihren Online-Profilen nur, wenn man lange danach sucht. Es besteht auch kein kommunikativer Austausch zwischen Felix und Nicole im virtuellen Raum (Nachrichten, Bilder, Videos etc. posten). Sie nutzen diese Technologie nicht um ihre Paarwirklichkeit zu stützen wie es nahezu jedes andere Paar tut (mit Ausnahme von Karl und Maria – dem resignierten Paar). Würde man es nicht wissen, käme man bei der Online-Profilanalyse von Felix und Nicole nicht auf die Idee, dass sie sich in einer Paarbeziehung befinden. Ihre Paarwirklichkeit

wird nur vom familiären Netzwerk objektiviert. Sie versuchen nicht die relativ begrenzte Paarzeit durch virtuelle Interaktion auszugleichen. Ihr Hauptaugenmerk, insbesondere von Nicole, liegt auf dem Freundeskreis. Die meisten ihrer Online-Veröffentlichungen zeigen eine „lebendige fröhliche Freundesgruppe“ oder nehmen auf diese Bezug. Dass sie selbst in der „Paarzeit“ nicht von der Vernetzung mit Freunden Abstand nehmen will, verdeutlicht den hohen Stellenwert, den sie Freundschaften gegenüber der Paarbeziehung einräumt. Die soziale Einbettung des Individuums scheint wichtiger als die des „Paares“ im vorliegenden Fall. Daraus lässt sich ein eher destabilisierender Effekt virtueller Kommunikation auf die Paarbeziehung ableiten. Facebook lässt die Paarbeziehung mit anderen Arten sozialer Beziehungen in Konkurrenz treten (in Bezug auf Intimität, „Nähe“ die durch erhöhte Kommunikations sensibler Informationen erzeugt wird).

Tanja und Hannes – das diskursive Paar

Tanja und Hannes sind seit zweieinhalb Jahren ein Paar und leben seit eineinhalb Jahren in einem gemeinsamen Haushalt. Tanja ist 24 Jahre und Hannes ist 27 Jahre alt. Sie leben in einer Wohnung einer größeren Stadt (rund 270.000 Ew.), stammen beide allerdings aus urbanen Gegenden – Hannes aus der unmittelbaren Umgebung der Stadt (< 40 km entfernt) während Tanja aus einem anderen Bundesland hergezogen ist (Heimatort ist etwa 120 km entfernt). Beide betreiben ein geisteswissenschaftliches Studium und sind daneben immer wieder über längere Phasen berufstätig oder nehmen an Ausbildungen abseits ihres Studiums teil.

Kennengelernt haben sie sich in einem Seminar an der Universität. Eines Tages sind sie im Anschluss daran mit mehreren StudienkollegInnen etwas trinken gegangen. Hannes hat Tanja nach ihrer Telefonnummer gefragt und sie verbrachten noch denselben Nachmittag bei einer offenen Studierendenaktion miteinander. Die ganze Nacht über führten sie intensive Gespräche, in welchen sie bereits viel über Beziehungen im Allgemeinen und ihre Beziehung im Besonderen gesprochen haben. Auf diesen Tag legen sie den Beziehungsbeginn, obwohl beide betonen, dass der Prozess bis zu einer beiderseitig klar definierten exklusiven Paarbeziehung etwa ein dreiviertel Jahr gedauert habe. Insbesondere in den ersten Monaten war Tanja sich unsicher, ob sie aus ihrem Verhältnis eine Entwicklung in Richtung Paarbeziehung anstreben soll. Beide beschreiben innerhalb des ersten halben Jahres je einen speziellen Moment, ab dem sie damit begonnen haben sich „vollkommen aufeinander einzulassen“ – allerdings fanden diese Momente zu unterschiedlichen Zeitpunkten statt.

Das Paar hat einen relativ unstrukturierten Alltag und deshalb mit der Schilderung einer typischen Alltagswoche zu kämpfen. Je nach Universitätsbetrieb oder Semesterferien und vorübergehenden beruflichen Tätigkeit neben dem Studium variiert ihr Alltag stark. Grundsätzlich verbringen Tanja und Hannes sehr viel Zeit miteinander, obwohl sie meistens getrennt aufstehen und zu Bett gehen. Tanja ist eher der „Morgenmensch“ und legt sich ihre Termine deshalb auch auf den Vormittag, während Hannes häufig erst in den frühen Morgenstunden zu Bett geht. Das Paar verbringt jeden Abend miteinander, erledigt Einkäufe, kocht und isst in der Regel immer gemeinsam. Danach wird ein Film zusammen angesehen und/ oder philosophische Diskussionen und Alltagsgespräche geführt. An den Wochenenden unternehmen sie häufig etwas als Paar – zum Beispiel Ausflüge oder Thermenbesuche.

Freunde treffen sie eher selten gemeinsam und auch einzeln nur etwa einmal pro Woche. Ihre Einbindung in ein soziales Netzwerk ist demnach relativ schwach. Nahezu jeden Sonntag verbringen sie aber bei der Familie von Hannes, zu welcher sie auch häufig aufgrund der Vorliebe für Familienfeiern Kontakt haben. Zu Tanjas Familie fahren sie etwa einmal im Monat – abwechselnd gemeinsam oder Tanja alleine.

Typisch für das Paar sind die zahlreichen Diskussionen die beide genießen und als wichtig für ihre Paarbeziehung beschreiben. Immer wieder führen sie philosophische Gespräche oder setzen sich im Dialog mit ihrer persönlichen Entwicklung auseinander. Auch die Paarbeziehung wird permanent reflektiert. Kommunikatives Handeln stellt daher die Hauptaktivität des Paares dar.

Das Medienhandeln zwischen Tanja und Hannes ist allerdings relativ beschränkt – da sie fast jeden Tag zur Gänze direkt miteinander verbringen und Hannes (vor allem zu Beginn der Beziehung) häufigen Telefonaten oder SMS-Verkehr eher ablehnend gegenüber steht. Dennoch schicken sie sich etwa einmal täglich eine SMS und telefonieren täglich zumindest einmal kurz miteinander. Obwohl beide über ein (oder mehrere) Online-Profil verfügen, haben sie keine Verlinkung zu einander und verwenden diese Kommunikationsplattformen auch nicht um miteinander in Kontakt zu treten. Tanja bewegt sich grundsätzlich nur sehr selten auf Facebook (etwa einmal im Monat) während Hannes täglich in irgendeiner Form online kommuniziert (Videochat, Audiochat-Programme, Online Spiele etc.). Er nutzt es allerdings nur zur Kommunikation mit entfernten Freunden oder Onlinespielern, die er gar nicht persönlich kennt. Virtuelle Kommunikation spielt für dieses Paar nahezu gar keine Rolle.

Damit heben sie sich deutlich von den anderen teilnehmenden Paaren ab. Doch so machen sie auch viele Besonderheiten virtuell aktiver Paare deutlich. Tanja und Hannes haben kaum Paarrituale entwickelt, das ist eventuell auf ihre unstrukturierte Alltagsführung zurückzuführen,

aber es könnte auch ein Merkmal für den hohen Anteil realer Paarzeit sein. Diese Überlegung begründet sich auf dem Vergleich mit jenen Paaren, die nur über sehr wenig Paarzeit verfügen, denn besonders bei diesen zeichnet sich eine stark Ritualisierung der gemeinsamen Zeit ab (viel Wert auf Liebesbekundungen öffentlich und privat, „Sternderl-Tage“, Beziehungsbuch, Paarfotos in der Wohnung etc.).

Ihr Medienhandeln wird kaum für die Paarbeziehung funktionalisiert (zur Stärkung der Paaridentität, Verbringen von Online-Paarzeit, virtuelle Zuwendungsbekundungen irgendeiner Form etc.). Obwohl sie nahezu jede freie Minute miteinander verbringen, haben sie ihre Alltagsabläufe und auch ihre Zukunftsvorstellungen nicht synchronisiert, solch eine Abstimmung ist für ihre Paarstabilität scheinbar nicht notwendig. Darin zeigt sich ihr, auch direkt angesprochenes, Bedürfnis, einander gleichberechtigt zu begegnen und die Wünsche/Eigenheiten des Gegenübers zu respektieren. Diesen Eindruck hinterlässt das Paar auch beim Interview – während die meisten anderen Paare sich um eine gewisse „Synthese“ bemühten, hatten Tanja und Hannes in einigen Punkten besonders ihre Individualität betont (zum Beispiel erzählten sie zwei unterschiedliche Kennenlern-Geschichten, unterschiedliche Werte hinsichtlich Paarbeziehungen etc. Andere Paare waren um eine gemeinsame Erzählung bemüht, in der sie sich gegenseitig abwechselten. Tanja und Hannes hatten zwei individuelle Erzählungen parat). Um dennoch „auf einen gemeinsamen Nenner“ zu kommen (zum Beispiel hinsichtlich Zukunftspläne: Es steht eine große Reise an) ist hoher Kommunikationsaufwand nötig – den das Paar auch erbringt.

7.2 Medienhandeln und Kommunikation in Paarbeziehungen

Im vorangegangenen Kapitel habe ich Einblick „in“ jedes einzelne Paar gegeben, ihre besonderen Lebensumstände, ihre Alltagsorganisation, ihre Paargeschichten und Prioritäten. Nun werde ich entdeckte Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Besonderheiten vorstellen, die die Auswirkungen virtueller Kommunikation auf Paare betreffen. Zu Beginn stehen die Kommunikationspraktiken der Paare im Allgemeinen zur Diskussion. Wie sieht die Kommunikation innerhalb der Paare aus? Welche Routinen und Muster etablieren sie im Verlauf ihrer Beziehung und wofür dienen ihnen diese?

Im gemeinsamen Alltag – und das betrifft Fernbeziehungen ebenso wie Paare mit einem Haushalt – entwickelt jedes Paar einen spezifischen Kommunikationsstil. Das geschieht schon in den ersten Aufbauprozessen der Paarbeziehung. Während des Kennenlernens wollen die

neuen Partner so viel wie möglich voneinander wissen. Alle teilnehmenden Paare erzählen von einem erhöhten Kommunikationsbedürfnis zu Beziehungsbeginn.

Elsa und Otto

E6: Telefoniert haben wir [Anm.: früher] ewig lang

S6: Ja ewig lang ..

E6: Unter der Arbeitszeit, na Arbeitszeit net, aber SMS waren a..

S6: Ja sehr-

E6: (lacht) Viele also mehr

S6: Eben aber des [...] is natürlich a blöd gefallen, wie wir uns kennengelernt haben dadurch, dass i jetzt gleich die ganze Woche weg war.

E6: Mhm

S6: Haben wir halt jetzt net diesen typischen so, dass ma sagt „ja, ma trifft sich“ und dann sieht man sich drei Monat jeden Abend wenn man will, also dadurch haben wir eigentlich extrem viel telefoniert

Elsa und Otto beschreiben im Zitat dieses „typische“ Phänomen des erhöhten Bedürfnisses nach Nähe und kommunikativem Austausch. Die Vertrautheit und Intimität, die ihre Beziehung kennzeichnet, mussten sie erst aufbauen. Das haben sie durch Austausch sensibler persönlicher Informationen geschafft. Im Fall von Elsa und Otto erfolgte die räumliche Trennung unmittelbar auf das Kennenlernen und sie empfanden dies als Erschwernis für den Beziehungsaufbau. Ihr Beziehungsbeginn „ist blöd gefallen“ weil sie sich nicht, so wie „normalerweise“ üblich für ein junges Paar, in den ersten Monaten (fast) täglich sehen und austauschen konnten.

Tanja und Hannes haben während der ersten Monate – als sie ihre Beziehung selbst noch nicht als Paarbeziehung definierten – sogar „Stalking“ betrieben und einander virtuell ausspioniert. Auch andere Paare erzählen davon, dass sie im Internet versucht haben so viele Informationen wie möglich von ihrem potentiellen Partner/ Partnerin zu finden. Der virtuelle Auftritt spielt in der Aufbauphase daher eine große Rolle. Dabei geht es weniger darum, sich der gewünschten Person möglichst nahe zu fühlen, indem man sie virtuell beobachtet, sondern darum möglichst rasch möglichst viele relevante Informationen über sie zu sammeln. Paarspezifisches Wissen, Vertrautheit und Intimität werden damit schneller aufgebaut. Facebook trägt also zu einer Beschleunigung der Aufbauphase bei.

Wie die Paare den hohen Kommunikationsaufwand zu Beginn bewältigen, kann aber unterschiedlichste Formen annehmen. Es hängt davon ab, wie stark oder schwach die Individuen Medien in ihr Kommunikationsverhalten integriert haben, welche individuellen Präferenzen bei der Mediennutzung bestehen. Um zu einem gemeinsamen Kommunikationsstil zu kommen, müssen beide eben diese individuellen kommunikativen Praktiken aufeinander abstimmen. Schon bei den Paarportraits konnten einige dieser Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse deutlich gezeigt werden. Dazu möchte ich nur kurz das erste vorgestellte Paar Gabi und Franz in Erinnerung rufen. Gabi hat virtuelle Plattformen

stark in ihr Kommunikationsverhalten integriert, während sich Franz kaum auf Facebook und Co bewegt. Daher „befiehlt“ Gabi Franz immer wieder kurz „online“ zu gehen und sich ihr mitzuteilen. Auch Tanja und Hannes erzählen von ähnlichen Schwierigkeiten zu Beginn, da Hannes SMS und Anrufe ablehnte. Es hat eine Weile gedauert, bis das Paar zu einem kommunikativen „Rhythmus“ fand, mit dem sich beide anfreunden konnten.

Der paarspezifische Kommunikationsstil ist zwar von individuellen Vorlieben und auch äußeren Lebensumständen (z.B. Handyempfang im Internat) eingefärbt, aber durch die Anpassungsleistungen entsteht ein „Kompromiss“, der über diese Grenzen hinausführt. Dieser gemeinsam entwickelte Kommunikationsstil ist für jedes Paar einzigartig, obwohl er den kommunikativen Praktiken mit Freunden oder Familie sehr ähneln kann. Linke spricht in diesem Zusammenhang von sog. Medienrepertoires für unterschiedlichste soziale Beziehungsformen (vgl. Linke 2010: 113-132). Diesen Begriff möchte ich zur Beschreibung des gemeinsamen Medienhandelns von Paaren übernehmen.

Das Besondere an den paarspezifischen kommunikativen Praktiken ist ihre Spiegelfunktion der Paarbeziehungen. Wie die Beziehung ist auch der Kommunikationsstil ständig im Wandel begriffen. Waren zu Beginn noch Textnachrichten das Mittel der Wahl, wenn es um die Mitteilung von Liebesbekundungen ging, so können nach Veränderungen in der Paarbeziehung SMS zur Gänze abgelehnt werden. Nachhaltige Veränderungen des etablierten Medienrepertoires zeigen immer auch einen Umschwung in der Paarbeziehung an.

Elsa und Otto

S6: Relativ viel a oder relativ viel des is jetzt eigentlich seit ma zsammen wohnen eher weniger, dass ma SMS schreiben, aber des war früher dadurch, dass ma net zsammen gewohnt haben öfter einfach so, dass ma schreibt und was i net „was tust grad?“ oder dadurch, dass ma uns es eh am Abend erzählen können, is es eh nimma so.

Verändert sich die Lebenssituation so grundlegend wie im Fall von Elsa und Otto, liegt eine Anpassung des Kommunikationsstils natürlich auf der Hand. Durch das Zusammenziehen sind Elsa und Otto nicht mehr so stark auf Medien zur Kommunikation angewiesen. Der gemeinsame Wohnsitz markiert für das Paar aber auch einen „Schwellenwendepunkt“. Sie teilen nun mehr Alltagszeit miteinander und müssen für die Führung eines gemeinsamen Haushalts wieder viel Aushandlungsarbeit leisten. Die zuvor etablierten Kommunikationsroutinen passen nun nicht mehr zu ihrem Alltag und werden verändert (z.B. ist der tägliche Anruf abends überflüssig geworden).

Auch der Wandel des Kommunikationsstils nach der Aufbauphase (erhöhter Kommunikation), in der zum Beispiel Textnachrichten dem Anruf häufig vorgezogen wurden, hin zu einer weniger schriftlich basierten Kommunikation markiert einen Wandel in der Paarbeziehung. Das

Paar handelt nun viele Dinge lieber direkt Face-to-Face miteinander aus, dafür ist ab einem gewissen „Punkt“ ausreichend Vertrautheit hergestellt worden. An diesem Übergang sind die individuellen Medienpraktiken bereits relativ gut synchronisiert, so dass sich ein gemeinsames Medienrepertoire etabliert hat. Erste Routinen im paarspezifischen Kommunikationsverhalten spielen sich ein. Diese Routinen sind angepasst an die Alltagssituationen beider, die Kommunikationsquantität ist ein Stück weit zurückgefahren (zum Beispiel werden keine SMS mehr während der Arbeit oder des Autofahrens verschickt, weil das Bedürfnis nicht mehr so „dringend“ ist, sich einander mitzuteilen).

Die Paarbeziehung hat ein gewisses Maß an Stabilität erreicht, auf das beide vertrauen. Medienhandeln spiegelt also deutlich die Beziehungsdynamik der Paare wider. Die Phase in der sie sich befinden, ob sie ihre Beziehung erst stabilisieren, Vertrautheit noch aufbauen müssen oder ob gemeinsame Herausforderungen wie Hausbau, Familiengründung etc. bewältigt werden müssen, zeigt sich in ihren einzigartigen Kommunikationsroutinen. Aber was bedeutet diese Routinisierung der Medienkommunikation für das Paar?

In engem Zusammenhang mit dem paarspezifischen Kommunikationsverhalten stehen die Medienrituale, die alle Paare entwickelt haben. Sie weisen die Routine der Paare aus. Wie sehen solche Rituale aus? Zum Beispiel „gemeinsames Fernsehen“ oder „Online-Spielen“, eine SMS täglich am Arbeitsweg, jeden Abend ein Anruf. Für die Paarbeziehungen haben diese Medienrituale einen festigenden Effekt und strukturieren ihren Alltag. Die Paare können aufgrund der etablierten Gewohnheiten Erwartungssicherheit gewinnen, die tägliche „liebvolle SMS oder der kurze Anruf“ wird dabei zum Muster, das dem Partner/ der Partnerin suggeriert, dass alles in Ordnung ist, „wie immer“.

Susi und Leo

E7: Aber eine "Guten-Morgen" SMS kriegts bis jetzt seit zwei Jahren immer von mir. Also sobald ich in Zug einsteig, is das erste, dass ich (..) schreib ihr, dann schreibts ma zurück, dann hören wir uns zu Mittag und dann seh ma uns nachher am nachmittag-

S7: [...] Das is eigentlich, ja was is das für eine SMS? Das is meistens ein kurzes, aber meistens is es so eine Zusammenfassung vom vorherigen Tag, was ma so gemacht hat-

E7: War gestern cool bla bla bla und hab dich lieb und schönen Tag und ja, das is es dann auch

S7: Meistens ich schreib dann halt zurück, wenn ich am Weg in die Arbeit bin oder gerade Zeit hab oder in der Arbeit schreib ich halt dann zurück, aber das haben wir eigentlich schon, dass ma das machen

E7: Ja wenn sie mal von 6 bis 8 [Uhr] keine SMS gekriegt hat (lacht) dann war "Baby?" (lacht)

S7: (lacht) einmal haben wir es falsch geschickt. Da hat er es seiner Schwester geschickt. Da hab ich mir gedacht "Mhm okay?". Um neun ruf ich ihn dann mal an, sag "Wo is das SMS?", also das is schon so, hat sich eingebürgert bei uns. (7; 331-339)

Dieses Beispiel verdeutlicht den Effekt von Kommunikationsritualen zur fortlaufenden gegenseitigen Stabilitätsbestätigung sehr gut. Susi und Leo beschreiben sogar die Folgen, wenn dieses tägliche Ritual einmal schief geht. Susi reagiert darauf verunsichert und verärgert. Solche Arten von Medienritualen finden sich bei allen teilnehmenden Paaren. Dabei ähneln

sich die Formen der Medienrituale stark, auch inhaltlich. Für die Paare haben sie weniger qualitative inhaltliche Bedeutung sondern spielen eher in ihre Quantität eine wichtige Rolle. Eine starke Ritualisierung des Alltags wirkt sich auf die Paarbeziehung intensivierend aus. Das lässt sich besonders gut vom Vergleich von Paaren, welchen wenig gemeinsame Zeit zur Verfügung steht (aufgrund räumlicher Trennung oder viel Arbeit) und Paaren, die viel Zeit miteinander verbringen, ableiten:

Paare, die nur wenig Zeit für einander haben, betonen die besonders große Bedeutung von Ritualen. Sie verleihen auch einem Großteil der gemeinsam verbrachten Alltagshandlungen Ritualcharakter, erfinden besondere Bezeichnung („Sternderl-Tag“ für einen gemeinsamen Abend pro Woche etc.) oder führen bestimmte Handlungsabläufe durch („Einchecken“ mit den Händen). Die Ritualisierung gemeinsamer Handlungen und Kommunikation wertet die Paarzeit auf, macht sie zu etwas „Besonderem“. Die häufige Hervorstreichung paarbezogener Aktivitäten führt demnach zu einem intensiveren Gefühl der Verbundenheit. So können Paare, die sich nur selten sehen, trotzdem ihre Paaridentität aufrechterhalten und stärken. In diesem Zusammenhang gewinnt der virtuelle Raum als Ort des kommunikativen Austauschs an Bedeutung, denn auch dort – insbesondere im Fall von Distanzpaaren – führen Paare ihre Rituale zur Erhaltung und Stärkung ihrer Paaridentität durch.

7.3 Paare in der Virtualität

Im virtuellen Raum können sich auch jene Paare „online treffen“, die im Real Life räumlich zu weit voneinander getrennt sind. Sie sind durch die Domestizierung virtueller Plattformen dazu fähig, ebenso „reale“ wie „virtuelle“ Arbeit an ihrer Paarwirklichkeit zu leisten. Das kann durch das gemeinsame Online-Spielen geschehen, das Verabreden im Video-Chat oder simultanes Ansehen der gemeinsamen Lieblingsserie während das Paar miteinander chattet. Die meisten dieser Interaktionen werden bewusst veröffentlicht und damit dem virtuellen Netzwerk mitgeteilt. Das Paar kann so virtuell „Nähe“ erzeugen und zugleich für eine Objektivierung der Paarwirklichkeit sorgen, denn es wird häufig bei seiner Paarinteraktivität von „Außen“ – von seinem sozialen Umfeld – beobachtet und als „Paar“ wahrgenommen. Andere können zum Beispiel den automatisch veröffentlichten Erfolg des Paares bei einem Onlinespiel kommentieren. Der virtuelle Raum ermöglicht also eine zusätzliche Stärkung der Paaridentität und wirkt sich in diesem Sinne stabilisierend auf die Beziehung aus.

Diese positive Wirkung auf die Paarstabilität kann durch zugleich mehrere virtuelle Möglichkeiten hervorgerufen werden. Das Veröffentlichen von typischen Paarfotos (Paare in küssender Posé oder Umarmung), die Darstellung der Paargeschichte (vom Jahrestag, der

auch online zelebriert wird, über die Fotoserie vom Zusammenziehen bis zum Ultraschallbild des ersten Kindes etc.), die rege „virtuell öffentliche“ Interaktion des Paares (gegenseitiges Posten von Herzchen, Musikvideos oder kurzen Texten) und die Inklusion des sozialen Netzwerks – all diese Elemente finden bei den virtuell aktiven Paaren statt und transportieren in die Außenwelt „Wir sind ein Paar“. Ein Facebook-Onlineprofil, wie es im Methodenteil exemplarisch dargestellt wurde, dient damit dem Individuum ebenso wie dem Paar als identitätsstiftendes Moment. Natürlich kommt es dabei darauf an, wie stark Paare virtuelle Kommunikation in ihr etabliertes Medienrepertoire integriert haben.

An dieser Studie haben Paare teilgenommen, die kaum virtuelle Präsenz besitzen sowie Paare, die öfter „online“ als „offline“ sind. In diesem Zusammenhang interessiert allerdings nicht so sehr wie stark oder schwach Paare virtuelle Räume integrieren, sondern mehr wie jene Paare mit virtueller Präsenz diese neuen Kommunikationsräume in Bezug auf ihre Beziehung nutzen. Denn eines hat sich im Zusammenhang mit der Domestizierung virtuellen Raums gezeigt: Die Nutzungshäufigkeit von Facebook geht nicht automatisch mit der Instrumentalisierung dieser Plattform für die Stabilisierung der Paarbeziehung einher, auch wenn sie sich dafür gut eignet (wie aus den zuvor genannten Beispielen hervor geht). An den teilnehmenden Paaren konnten folgende die Extreme ausgelotet werden:

Virtuelle Paare

Anna und Josef stellen ein Beispiel für Paare dar, die sich in ihrem Mediennutzungsverhalten sehr gut synchronisiert und virtuelle Kommunikation stark in ihr Medienrepertoire integriert haben. Sie verbringen regelmäßig Online-Paarzeit miteinander zusätzlich zu den „typischen“ Paardarstellungen (Fotos, Kurznachrichten, Grafiken, Videos etc.) im virtuellen Raum. Sie haben ihrer Paarbeziehung öffentlichen Auftritt verschafft und erfahren durch die „Anteilnahme“ (Fremdwahrnehmung) ihres virtuell vernetzten sozialen Umfelds eine Objektivierung ihrer Paarwirklichkeit. Doch darüber hinaus dient ihnen Facebook auch als Ort um sich zu treffen und gemeinsam Zeit zu verbringen. Anna und Josef nutzen beide auch auf individueller Ebene die virtuelle Kommunikation sehr häufig. Demgegenüber stehen

„analoge“ Paare:

Tanja und Hannes zum Beispiel kommunizieren fast ausschließlich Face-to-Face miteinander. Ihr paarspezifischer Kommunikationsstil schließt Medien nahezu aus. Die Einbettung in ein soziales Netzwerk, ebenso wie die Herstellung und Erhaltung ihrer Paaridentität erfolgt rein über Prozesse im Real Life. Dabei decken sich ihre individuellen kommunikativen Handlungsweisen mit ihren paarspezifischen Routinen.

Diese, in ihrem kommunikativen Nutzungsverhalten relativ homogene – weil sehr gut synchronisierte – Paare verführen auf den ersten Blick zu der Annahme: Je stärker der virtuelle Raum domestiziert wurde, desto umfassender werden auch die verschiedensten Lebensbereiche in diesen transferiert. Doch dem stehen heterogene Typen entgegen:

Zum Beispiel Gabi und Franz, deren individuelle Kommunikationsstile nur mäßig synchronisiert sind (Gabi kommuniziert sehr häufig via Facebook, während Franz hauptsächlich per Anruf kommuniziert). Sie haben zwar ebenso wie die anderen Paare ein gemeinsames Medienrepertoire und Kommunikationsrituale entwickelt, um miteinander in Kontakt zu treten, erzählen aber während des Interviews davon, dass sie sich gegenseitig immer wieder zur Kommunikation über ein spezielles Medium auffordern müssen. Während Gabis Online-Profil den Online-Profilen der virtuellen Paare sehr ähnelt, bildet Franz' Online-Profil eigentlich nur paarbezogene Themen ab. Er verwendet Facebook für „ein Minimum“ virtueller Präsenz, welches Gabi regelmäßig von ihm fordert. Franz entspricht eher dem „analogen“ Typ. Aber dieses heterogene Beispiel alleine würde an der aufgestellten These noch nicht ausreichend rütteln. Immerhin zeigt es doch für Gabi, dass sie, aufgrund ihres stark virtualisierten Kommunikationsverhaltens, ebenso wie *virtuelle Paare* dazu tendiert, alle ihre Lebensbereiche auch ins Virtuelle zu übertragen (Freundschafts- u. Familienbeziehungen, Online-Shopping, Online-Banking, Spiele etc.).

Nicole und Felix vervollständigen diese Typologie. Sie spiegeln im Prinzip das heterogene Kommunikationsverhältnis von Gabi und Franz. Auch in ihrem Fall ist es Nicole die sehr stark virtuell integriert ist, während Felix Facebook relativ selten verwendet. Doch anstatt das gemeinsame Medienrepertoire dahingehend zu synchronisieren, dass ein Minimum an virtueller Paar-Präsenz hergestellt wird, verzichten beide ganz darauf. Obwohl Nicole sich intensiv auf der virtuellen Plattform bewegt, finden sich auf ihrem Online-Profil keine Hinweise darauf, dass sie sich in einer Beziehung befindet. Die Paarbeziehung belassen diese beiden hauptsächlich auf der Ebene des Real Life. Felix kritisiert im Interview Nicoles rege virtuelle Interaktion mit Freunden. Es stört ihn, dass sie in Momenten, die das Paar alleine miteinander verbringt, ständig in virtuellem Kontakt mit ihrem Freundeskreis steht.

Wenn ein Paar es nicht schafft, die individuellen Kommunikationsstile zu synchronisieren, dann stößt es rasch auf Konflikte. Franz wird von Gabi „gezwungen“ mehr virtuelle Präsenz zu zeigen und Nicole wird von Felix „gezwungen“ weniger virtuelle Präsenz zu zeigen. Die unterschiedlichen Kommunikationsweisen „entfernen“ die Beziehungspartner voneinander. Gabi möchte Franz in ihr soziales Netzwerk integrieren. Die virtuelle Welt ist ein großer Teil ihres Alltags und sie möchte nicht, dass er darin fehlt.

Umgekehrt entzieht sich Nicole durch die permanente virtuelle Vernetzung der Momente trauer Zweisamkeit mit Felix. Sie widmet ihre Aufmerksamkeit stärker ihrem sozialen Umfeld als der Paarbeziehung. Durch den ausgeübten Druck auf den Partner/ die Partnerin versuchen Gabi und auch Felix dieser auseinander driftenden Entwicklung gegenzusteuern.

Wie wirkt sich ein hoher Virtualisierungsgrade auf die Paarbeziehung aus? Die stabilisierenden Effekte der Domestizierung virtuellen Raums für Paare sind bereits genannt worden, wie zum Beispiel: die Steigerung der Intensität durch die Medienritualisierung (die auch virtuelle stattfinden kann) oder die Objektivierung der Paarwirklichkeit durch die virtuelle Teilhabe des sozialen Netzwerks am Beziehungsgeschehen und idealisierten Paardarstellungen (z.B. online Liebesdemonstrationen). Von diesen können also virtuell integrierte Paare profitieren, das gilt auch für Gabi und Franz, deren asynchrones Mediennutzungsverhalten dazu führt, dass der weniger virtuell integrierten Person die paarspezifischen Konstruktionsleistungen auf Facebook einfach „aufgezwungen“ werden.

Doch den stabilisierenden Effekten stehen destabilisierende Effekte gegenüber, die der offene Charakter der virtuellen Plattform impliziert. Im Zuge des Paarportraits von Gabi und Franz wurden diese sogar als potentiell krisenfördernd identifiziert. Die Veröffentlichung des Paargeschehens macht die Paarbeziehung auch angreifbar, kritisierbar. Das virtuell vernetzte soziale Umfeld kann auf das Paar zugreifen, es in Frage stellen. Anders herum gedacht ist die Paarbeziehung eines virtuell sehr aktiven Paares auch stärker in das virtuelle soziale Netzwerk integriert. Es muss sich abgrenzen und vor dieser potentiellen Verwundbarkeit schützen – wobei das Risiko manchen mehr und manchen weniger bewusst ist.

Elsa und Otto sprechen zum Beispiel davon, nur „positive“ Erlebnisse online zu veröffentlichen. Sie wollen damit möglichst wenig Angriffsfläche bieten. Susi und Leo wenden diesbezüglich einiges an Sicherheits-Arbeit auf und kontrollieren regelmäßig die virtuellen Aktivitäten ihres sozialen Umfelds in Bezug auf ihre Paarbeziehung (um wenn erforderlich Beiträge anderer sperren zu lassen, zum Beispiel ein online gestelltes Foto). Gabi und Franz sprechen in ihrem Interview darüber hinaus auch noch das Thema Eifersucht an. Der Partner/ die Partnerin ist durch die virtuelle Öffentlichkeit für potentielle neue PartnerInnen leicht zugänglich. Zudem kann virtuelle Interaktion kaum verheimlicht werden. Da die meisten Paare ihre individuellen Onlineprofile miteinander verknüpft haben, sehen sie automatisch sofort, wann und mit wem der jeweils andere virtuell in Kontakt getreten ist (zumindest hinsichtlich angenommener Freundschaftsanfragen, oder einander geschickter Nachrichten egal ob Bild, Text, Video etc.). Diese Öffentlichkeit und Nachverfolgbarkeit jeglicher Interaktion bedarf besonderer Umsicht und kann rasch zu Konflikten in der Paarbeziehung führen.

Generell wießen die Paare häufig daraufhin, wie, was, wann der virtuellen Öffentlichkeit preisgegeben werden darf. Ein ganzes Bündel an normativem Nutzungswissen, speziell in Bezug auf den virtuellen Paarauftritt, liegt dem Kommunikationsverhalten zugrunde. Der virtuelle Kommunikationsstil ist für die meisten der Paare begründungsbedürftig. Sie haben Rechtfertigungsstrategien dafür entwickelt, wie sie sich online verhalten und üben sehr viel Kritik an den „zu intimen“ Veröffentlichungen anderer.

Zusammengefasst tragen die idealisierten Paardarstellungen in direkter Weise zu einer Stabilisierung der Paarbeziehung bei, sollen die eben genannten destabilisierenden Effekte virtueller Kommunikationsräume aber auch ein Stück weit reduzieren – und wirken somit zusätzlich indirekt stabilisierend auf das Paar. Dabei hängt es vom jeweiligen Paar ab, in welchem Verhältnis sich diese Effekte gegenüber stehen. Wie oft kommt es zu Streit aufgrund verletzter paarspezifischer Nutzungsregeln und wie oft erfolgt zum Beispiel eine virtuell öffentliche Liebeserklärung an den Partner/ die Partnerin o. ä.?

Unterm Strich ergeben sich für die Virtualisierung der Paarbeziehung Kosten, die alle Paare ansprechen, selbst jene, die kaum virtuell kommunizieren. In engem Zusammenhang mit dem normativen Nutzungswissen führen alle Paare diskursive Aushandlungen über den Nutzen und die Gefahren virtueller Räume. Dabei werden nebst Datenschutz-Bestimmungen auch Ängste vor Kritik, Entblößung oder davor, dass sensible Information in die „falschen Hände“ geraten könnten, diskutiert.

Die meisten Paare leisten für die Reduzierung dieser Risiken einen erheblichen Zeit- und Arbeitsaufwand. Susi zum Beispiel wartet regelmäßig all ihre Online-Accounts und aktualisiert die neuesten Sicherheitsbestimmungen. Sie kontrolliert, ob eventuell vernetzte Freunde „peinliche“ Fotos online gestellt haben um sie, wenn nötig, zu löschen. Leo und Susi unterstützen sich gegenseitig in der Sicherung ihrer virtuellen Profile. Auch Gabi erzählt davon, dass sie regelmäßig alle Datenschutzbestimmungen überprüft, nicht nur für sich, sondern auch für Franz. Die Paare sind um ein „ordentliches“ öffentliches Bild ihrer Beziehung bemüht (dass sich bei den teilnehmenden Paaren insbesondere die Frauen um dieses „Bild“ des Paares in der virtuellen Öffentlichkeit bemühen und in Relation zu ihren Partnern vermehrt positive paarspezifische Beiträge posten, erinnert etwas an Bourdieus Kapitaltheorie, demnach Frauen meist die Aufgabe der sozialen Kontaktpflege zukommt. Selbstverständlich ist für eine Aussage dieser Art eine größere Stichprobe nötig).

In manchen Fällen wird die Notwendigkeit, sensible Daten abzusichern und das virtuelle Netzwerk zu kontrollieren als so aufwendig empfunden, dass völlig auf virtuelle Kommunikation verzichtet wird. Die „Virtualitätskosten“ sind zu hoch. Tanja und Hannes zum Beispiel betreiben keinen kommunikativen Austausch via Facebook und auch Heinz meint, er würde aus eben diesen Gründen gerne auf Facebook verzichten, wenn er darauf nicht angewiesen wäre, um Kontakt zu seinem sozialen Umfeld zu halten.

Die starke Betonung des normativen Nutzungswissens und die zahlreichen Rechtfertigungsstrategien im Umgang mit derartiger „sensibler“ Information vor anderer Leute Augen weisen darauf hin, dass die virtuelle Kommunikationsform in unserer Gesellschaft (noch) nicht ausreichend etabliert ist. Der kulturelle Code der romantischen Liebe impliziert Intimität und Vertrautheit. Das bedingt eine relative Geschlossenheit bzw. Abgrenzung des Paares von seinem Umfeld. Solche Werte spießen sich mit dem Öffentlichkeitscharakter von virtuellen Plattformen und mit der kommunikativen Praxis, dort Details der Paarbeziehung – wenn auch idealisiert – darzustellen, „Intimes“ mit anderen zu teilen. Was diese Widersprüche kultureller Werte und neuer Handlungspraktiken für die Paare bedeuten, zeigte sich in den Interviews deutlich: Die Paare müssen sehr viel diskursive Aushandlungsarbeit leisten, Virtualitätskosten abwägen und normatives Gebrauchswissen aufbauen. Diese Themen dominierten die Interviews. Jedes Paar versucht seine eigenen Grenzen festzulegen, weil es sich nur noch vermindert an kulturellen Folien orientieren kann bzw. will. Für diese Form der virtuellen Öffentlichkeit gibt es offenbar noch keine anleitenden Vorgaben, auf die die Paare zurückgreifen könnten.

7.4 Raum- und Zeitstrukturen in Paarbeziehungen

Ein virtueller Kommunikationsraum wie Facebook ermöglicht Paaren, die wenig Realzeit miteinander verbringen können, sich dennoch zu treffen. In dieser Hinsicht stellt er eine Erweiterung der dem Paar zur Verfügung stehenden räumlichen und zeitlichen Strukturen dar. Die Paare können „virtuell“ zusammen sein und damit Grenzen von Raum und Zeit ein Stück weit überwinden. Dieses Phänomen wirkt sich gleich in mehrfacher Hinsicht auf die Paarbeziehungen aus. Nebst den genannten stabilisierenden und destabilisierenden Effekten gemeinsamer Online-Paarzeit werden durch die Nutzung des virtuellen Raums auch die Mobilitäts- und Flexibilitätsansprüche unserer Zeit leichter realisierbar.

Josef und Anna erzählen zum Beispiel, dass sie ohne Facebook große Schwierigkeiten hätten ihre beruflichen Ziele zu verwirklichen und zugleich die Beziehung zueinander aufrecht zu erhalten. Für Paare die ihre individuellen Lebenspläne nicht ausreichend abstimmen können oder wollen, bietet die virtuelle Vernetzung eine Möglichkeit, trotzdem „alles“ beizubehalten. Dafür wird Facebook von den teilnehmenden Distanzpaaren auch explizit genutzt.

Aber dieses Entgrenzungs- bzw. Erweiterungsphänomen begegnete mir nicht nur bei Distanzpaaren, sondern auch in den Alltagsschilderung von Paaren mit gemeinsamen Haushalt. Hier möchte ich an das Paarportrait von Susi und Leo erinnern. Sie verbringen reale Paarzeit miteinander während sie im virtuellen Raum ihren individuellen Interessen nachgehen. Sie beschreiben sich im Interview als zwei sehr verschiedene Menschen mit wenig gemeinsamen Interessen. Die Möglichkeit „zusammen zu sein“ ohne dafür ihre Individualität aufzugeben, ist für sie ein Muss. Virtuelle Plattformen ermöglichen es also in einer Paarbeziehung, die Konsens und Kompromisslösungen fordert, dennoch seine jeweiligen Eigenheiten auszuleben. Damit bilden sie perfekt die Individualisierungstendenzen der heutigen Gesellschaft ab. Doch was heißt das nun für die Paarbeziehung?

Weniger Abstimmungsleistungen sind nötig und mehr individuelle Freiheiten sind dadurch möglich. Paarbeziehungen müssen aufgrund von zu starken persönlichen Unterschieden oder verschiedenen individuellen Lebensplänen nicht mehr aufgelöst werden. Das Entgrenzungsphänomen zeitlicher und räumlicher Strukturen erleichtert somit den Erhalt des gängigen Paarbeziehungsmodells. Doch damit gehen auch einige Prozesse einher, die auf Paarbeziehungen hinsichtlich ihrer Form und Qualität Auswirkungen haben:

„Entleerung“ der Paarbeziehung

Aufmerksamkeit wird vom Partner/ der Partnerin abgezogen. Die prinzipielle Vernetzung jederzeit allorts ermöglicht eine Flucht aus dem Moment. Sabine und Heinz erzählen im Interview, dass sie ihren Konflikten aus dem Weg gehen, in dem sie auf Facebook Nähe und kommunikativen Austausch zu Freunden suchen anstatt miteinander zu reden. Doch welche Qualität hat eine Paarzeit, in der die Personen sich nicht miteinander auseinandersetzen? Der Erhalt von Vertrautheit und Intimität erfordert das fortlaufende „Füttern“ des spezifischen Paarwissens. Wenn dies nicht mehr erfolgt, liegt nahe, dass die Paarbeziehung in gewisser Weise „inhaltslos“ wird. Sich in einer Paarbeziehung zu befinden wäre letztendlich eher eine Frage des Lebensstils als eine Frage emotionaler Verbundenheit. Paarspezifisches Wissen kann aber auch über mediale Kommunikation aufgebaut werden, wie besonders bei den interviewten Distanzpaaren deutlich wurde. Für Paare die den gemeinsamen Alltag teilen besitzen Medienrituale aber häufig Plattitüden-Charakter. Es ist eher der symbolische Akt „an

den anderen zu denken“, der in diesem Zusammenhang zählt. Die Nutzung virtuellen Raums für Individuelles während der Paarzeit beinhaltet durchaus die Gefahr, auf eine „sinnentleerte“ Paarbeziehung zuzusteuern. Weniger drastisch formuliert, gewinnt die Form und Quantität gegenüber der Qualität an Bedeutung. Die Paarkommunikation erhält stärkeren Symbolcharakter.

Schwächung der Paaridentität

Wenn virtuelle Entgrenzung mehr Individualität erlaubt und Lebenspläne weniger zwingend synchronisiert werden müssen, würde das in letzter Konsequenz auch einen Verzicht auf eine „gemeinsame Linie“ bedeuten und wäre der Paaridentität abträglich. Die Paaridentität verliert gegenüber der individuellen Identität an Gewicht. In den Paarinterviews hat sich aber gezeigt, dass der virtuelle Ausgleich realer Zeitdefizite für die Paare nicht ausreicht. Sie versuchen dennoch so viel reale Zeit wie möglich miteinander zu verbringen und durch starke Ritualisierung dieser realen Zeit ihre Paarbeziehung zu intensivieren. Die angezeigten Tendenzen haben sich in den Verhaltensweisen der Paare also (noch) nicht festgesetzt. Zusätzlich wird eben dieser virtuelle Raum von den meisten Paaren zur Stärkung der Paaridentität genutzt. Hier stehen sich demnach stabilisierende und destabilisierende Effekte gegenüber.

Virtuelle Entgrenzung wirkt also einerseits beziehungserhaltend auf die Paare – sie ermöglicht Kontakt zueinander, während entfernter Aufenthalte wie bei Anna und Josef und sie ermöglicht individuelle Vorlieben ein Stück weit auszuleben, wie zum Beispiel Susi die gern Online-Shopping betreibt anstatt sich bei einem Kampfsport-Film mit Leo zu „fadisieren“. Andererseits können die Möglichkeiten virtuellen Raums auch zu einer Abschwächung der Paaridentität und einer Abnahme der Beziehungsqualität führen.

Welche Effekte dominieren hängt stark von der Synchronisierung der individuellen Kommunikationsstile ab. Hat das Paar ein gemeinsames Medienrepertoire etabliert, kann es die verschiedenen Kanäle zur Beziehungsstabilisierung nutzen und beide können einander in ihre jeweiligen „Welten“ integrieren. Linda und Robert oder Anna und Josef sind dafür gute Beispiele im Bezug auf *virtuelle Paare*. Tanja und Hannes verkörpern dies als analoges Paar. Alle drei Paare weisen ein homogenes Kommunikationsverhalten, ein synchronisiertes Medienrepertoire, auf.

Facebook als integratives Instrument

Facebook als virtuelles Erweiterungsinstrument von Zeit und Raum übernimmt für die Paare darüber hinaus noch eine weitere folgenreiche Funktion: Die soziale Integration in ein virtuell vernetztes soziales Umfeld. Nun wird die passive Nutzung der Kommunikationsplattform in den Vordergrund gerückt. Bisher habe ich vor allem dem aktiven virtuellen Handeln Aufmerksamkeit geschenkt, wie Paare ihren öffentlichen Auftritt inszenieren und wie sich ihr kommunikatives Handeln auf ihre Beziehung auswirkt. Jetzt geht es um das „Rein schauen“, das nahezu alle Paare erwähnen.

Facebook wird sehr stark dazu genutzt, ein Gefühl von sozialem Anschluss zu erzeugen. Die Paare erzählen, dass sie immer wieder „hinein schauen“, um zu erfahren, was sich bei ihren Freunden und der Familie so tut. Der Wunsch nach dieser Form sozialer Integration wird immer auch mit dem Anspruch kombiniert, „up-to-date“ sein zu wollen. Die meisten Befragten wollen stets aktuellste „News“ über ihr soziales Netzwerk. Dabei entstand während einiger Interviews der Eindruck, sie würden Facebook wie eine „Reality-Soap“ ihres eigenen sozialen Umfelds konsumieren. Keine Folge darf verpasst werden, damit der Anschluss nicht verloren geht. In diesem Verhalten zeigten sich auch einige Extremfälle wie zum Beispiel Gabi:

S1: /Des artet/ manchmal so aus und wir sind in der Schul und halt die anderen sind mit dem Handy auf Facebook. I bin froh, dass mei Handy noch ka Facebook hat, aber sonst am Abend halt, wenn i Unterricht hab im Computerraum, dann die ganze Zeit nebenbei und am Abend schauts eher so aus, dass i am Bett lieg, Laptop, Fernseher, Lernsachen und halt immer ... i schau halt einfach nur, ob es was Neues gibt oder so, halt aber so j e d e n T a g, wenn weiß i net vielleicht jeden zweiten Tag einmal, aber i, weiß i net (lacht) wenn i auf'd Nacht schlafen geh, denk i mir, vielleicht is ja irgendwas passiert oder so (lacht)

E1: (lacht)

S1: Und nachher steh i wieder auf und schau (lacht) [1; 242-243]

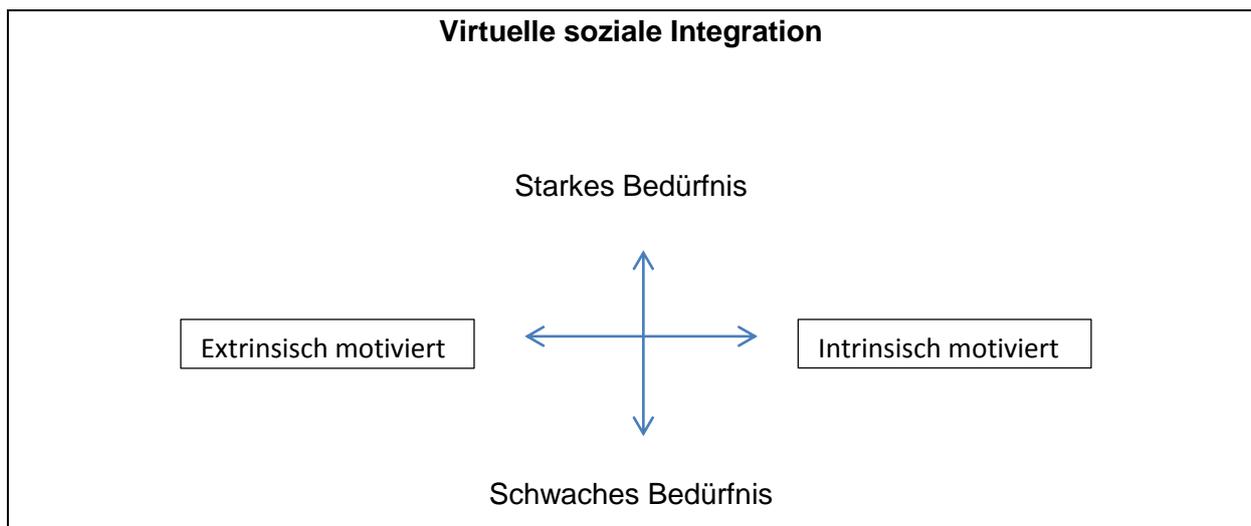
Gabi kann sich in ihrem Bedürfnis nach aktuellen Informationen und sozialem Anschluss nicht mehr selbst kontrollieren. Sie fühlt sich sogar gezwungen, in der Nacht wieder vom Bett aufzustehen und in Facebook „reinzuschauen“. Sie und auch einige andere wie Maria oder Nicole beschreiben explizit die „Angst etwas zu verpassen“. Nur durch aktuellen Informationsstand über das Geschehen im sozialen Umfeld kann das Gefühl „dazugehören“ aufrechterhalten werden. Das ist bei Heinz zum Beispiel etwas anders:

E5: Ja damit ich den Kontakt zu den Leuten net verlier so.

[...]

E5: Also meine [Anm: Einstellung zu Facebook] is eher negativ mittlerweile also wenn ich nicht dadurch erm mich bis zu einem gewissen Grad ausschließen würd aus dem freundschaftlichen Sozialleben würd ich aussteigen mittlerweile. [5; 179 und 191]

Heinz äußere Lebensumstände – die Alltagsbewältigung mit einer Patchwork-Familie und langen Arbeitszeiten – zwingen ihn dazu, auf Facebook Anschluss zu seinem sozialen Netzwerk zu suchen. Er hat Angst vor sozialer Isolation und nimmt daher auch jene Aspekte virtueller Kommunikation in Kauf, die er ansonsten ablehnen würde. Hier wird im Grunde dasselbe Phänomen beschrieben: die virtuelle soziale Integration. Während Gabi und Nicole einen großen inneren Zwang verspüren, nimmt Heinz Zwänge von „Außen“ wahr. Dieses Phänomen lässt sich grafisch gut ausloten und wurde exemplarisch im Methodenteil bereits angeführt:



In seiner stärksten Ausprägung zeigt das Bedürfnis nach sozialer Integration via Facebook zwanghaftes Verhalten an und wird von mir daher als „Soziomanie“ bezeichnet. Die Sucht nach sozialem Anschluss können die Befragten nicht begründen. Sie haben „einfach nur Angst etwas zu verpassen“, nicht mehr voll integriert zu sein. Diese Abbildung betrifft hauptsächlich die individuelle Ebene, doch was bedeutet es für die Paarbeziehung?

Durch die rege Anteilnahme besonders stark virtuell integrierter Personen wie zum Beispiel Gabi und Nicole intensivieren sich die Beziehungen zum sozialen Netzwerk. Dies zeigte sich vor allem in den Online-Profilanalysen. Hoher Kommunikationsfluss und die bildliche Schilderung vieler gemeinsamer Aktivitäten des Freundeskreises lieferten eine Vielzahl an Beweisen. Dieser intensive virtuelle Austausch zu engen Freunden steigert die Gruppenintimität enorm. Gabi weiß stets darüber Bescheid, was ihre Freundinnen gerade tun, mit wem sie zusammen sind, worüber sie sich Gedanken machen, welche Dinge sie mögen etc.

Ähnlich stark ausgeprägte Gruppenintimität findet sich bei Nicole, Maria, Anna und Josef und auch bei Linda und Robert. Dieses Phänomen zeigt unterschiedliche Auswirkungen auf die Paare. Im Fall von Linda und Robert wird die Paarbeziehung voll in die virtuelle Vernetzung und den intensiven Kontakt mit der Gruppe integriert. Wie schon im Paarportrait beschrieben, scheinen Linda und Robert in ihrer Gruppe „aufzugehen“. Durch den starken Miteinbezug des engen sozialen Umfelds weichen die Grenzen des Paares etwas auf. Die Onlineprofile zeigen hauptsächlich Fotos in der Freundesgruppe und nahezu alle Textnachrichten auf Facebook zeigen den Austausch mit Freunden. Für Linda und Robert ist auch im Interview die ständige Verfügbarkeit ihres Freundeskreises wichtig. Hier ist die Gruppenidentität der Paaridentität vorgereicht. Die virtuelle Vernetzung führt zu einem derart intensiven Gruppenbezug, dass er mit der Intimität und Vertrautheit des Paares auf selber Höhe rangiert.

Im Fall von Nicole und Felix ebenso wie Gabi und Franz ist dieses Phänomen einseitig ausgeprägt. Die Paarbeziehung geht nicht in der Gruppe auf, sondern tritt damit eher in Konkurrenz. Felix wirft Nicole vor, dass sie sich auch in intimen Paar-Momenten nicht von der virtuellen Vernetzung mit ihren Freunden losreißen kann. Nicole hat mit ihren Freunden eine ähnlich starke Gruppenintimität aufgebaut wie Linda und Robert, teilt diese aber nicht mit Felix. Durch die Asynchronität des Medienhandelns tritt die Paarintimität bei ihnen mit der Gruppe in Konflikt.

Die Intensivierung des sozialen Netzwerks und ihre Konsequenzen für Paarbeziehungen werfen einige Fragen auf, die hier nicht beantwortet werden können: Machen virtuelle Kommunikationsplattformen, sog. Social Media, soziale Figurationen auf? Läuft die Gruppe dem Paarmodell den Rang ab? In einigen Fällen ist der Gruppenanschluss der Vertrautheit mit dem Partner/ der Partnerin jedenfalls übergeordnet worden (wie am Beispiel von Nicole und Felix). Abschließend lässt sich festhalten, dass sich die Virtualisierung der Paarbeziehung in vielerlei Hinsicht auf die Qualität der Paare auswirkt: Sie verschafft den Einzelpersonen mehr Freiheit und intensiviert die Einbindung in ein soziales Umfeld – diese Aspekte wirken eher destabilisierend auf die Paaridentität. Wenn Facebook von den Paaren aber auch dazu instrumentalisiert wird, ihre Paarbeziehungen virtuell zu inszenieren und in ihr soziales Netzwerk einzubetten, kann die Paarbeziehung deutlich stabilisiert werden. Doch das funktioniert nur, wenn die Paare zahlreiche Nutzungsnormen einhalten, die zum Teil erst von ihnen selbst festgelegt werden müssen.

8. Schluss

8.1 Virtueller Raum und Mediatisierung von Paarbeziehungen

In diesem letzten Teil der Arbeit wird die eingangs formulierte Forschungsfrage beantwortet und die wesentlichen Erkenntnisse der Studie noch einmal zusammengefasst. Daran schließt eine Diskussion der Ergebnisse an, die den Forschungsprozess reflektiert und noch offene sowie neu entstandene Fragen aufzeigt.

Es wurde ersichtlich, dass Paare virtuelle Kommunikationsräume insbesondere aufgrund ihres identitätsstiftenden Moments nutzen. Das Paar kann durch die Darstellung der Eigengeschichte, die Möglichkeit der diskursiven Inklusion des sozialen Netzwerks und die virtuelle kommunikative Interaktion seine Paarwirklichkeit festigen und aufgrund der Fremdwahrnehmung objektivieren. Über die Art und Weise, dies in einer virtuellen Öffentlichkeit zu tun, besteht ein Bündel an normativem Nutzungswissens. Dieses Wissen über das „richtige“ Verhalten auf Facebook liegt der Entwicklung paarspezifischer Rechtfertigungsstrategien zugrunde. Die „neue“ Form des kommunikativen Austauschs ist demnach noch nicht ausreichend in der Gesellschaft etabliert und legitimiert.

Die stark ausgeprägte mediale Kommunikation und die Entwicklung zahlreicher Medienrituale im Alltag der Paare strich bereits Linke als Beweise für die Mediatisierung der Paarbeziehungen hervor (vgl. Linke 2010: 187-194). Nun zeigt sich, dass darin die Online-Kommunikation und damit das Agieren der Paare im virtuellen Raum einen besonderen Platz hinsichtlich gesellschaftlicher Metaprozesse wie Flexibilitäts- und Mobilitätssteigerungen einnimmt. Gerade im Fall räumlicher Trennung über längere Zeit hinweg erweist sich der virtuelle Raum als Treffpunkt der Paare und ermöglicht ihnen ihre alltägliche Paarwirklichkeit weiterhin aufrecht zu erhalten. Die schriftlichen, audio und visuellen Kommunikationsmöglichkeiten erzeugen eine virtuell erlebbare Nähe, die die Stärkung der Paaridentität zulässt. Lang andauernde räumliche Trennungen eines Paares zum Beispiel aus beruflichen Gründen stellen damit geringere Hürden dar. Die Nutzung virtueller Kommunikationsräume für identitätsstiftende oder objektivierende Zwecke der Paarbeziehung findet bei Paaren mit gemeinsamen Haushalt allerdings ebenso statt wie bei Paaren mit getrennten Haushalten.

Darüber hinaus scheint virtuelle Zeit die real verfügbare Zeit für das Paar, die Familie, Freunde, ArbeitskollegInnen, individuelle Hobbies etc. zu erweitern, indem sie erlaubt, mehr gleichzeitig zu tun (zum Beispiel das Lieblings-Computerspiel am Laptop zu spielen, während gemeinsam mit dem Partner/ der Partnerin ein gemütlicher Nachmittag auf der Couch vor dem Fernseher verbracht wird) und räumliche Entgrenzung ermöglicht (zum Beispiel ein Gespräch mit der Mutter am Arbeitsplatz via Videochat o. ä.). Die Virtualität weicht somit die Limitationen zeitlicher und räumlicher Strukturen für Paarbeziehungen auf, modifiziert und erweitert sie.

Diese Erkenntnisse werden insbesondere in Bezug auf die Phasen und Schwellenwendepunkte einer Paarbeziehung interessant. Die Aufbauphase, so konnte gezeigt werden, ist von einem relativ hohen Maß medialer Kommunikation und auch sogenanntem „weichen Stalking“ (Auskundschaften des „neuen“ Partners/ der „neuen“ Partnerin im Internet) geprägt. Das virtuelle „Ich“ der (noch potentiellen) PartnerInnen wird meist bereits in die ersten Aufbauprozesse der Paarbeziehung stark miteinbezogen. Der oftmals durch eine erste längere Phase der räumlichen Trennung initiierte, oder zumindest durch diese Distanz-Situation bekräftigte bzw. bewusst gewordene Schwellenwendepunkt zwischen Aufbau- und Bestandsphase ist ebenso eng an virtuelle Kommunikationsräume gebunden. Virtuelle Nähe wird als Ersatz gegenüber „realer“ bzw. körperlicher Nähe in Kauf genommen um individuelle Bedürfnisse, wie zum Beispiel ein Auslandssemester während des Studiums, zu erfüllen.

Dennoch zeigen sich hohe diskursive Prozesse hinsichtlich der sogenannten „Virtualitätskosten“. Wie mit sensiblen Informationen umzugehen ist und was als „sensible Information“ definiert wird – normatives Nutzungswissen – beschäftigt alle Paare auf dyadischer ebenso wie auf individueller Ebene. Zusätzlich regt die mehr oder weniger stark ausgeprägte Wahrnehmung der Gefahren und Risiken (Stichwort Datenschutz) unterschiedliche Handhabungsstrategien mit virtuellen Kommunikationsräumen an. Vom völligen Verzicht auf virtuelle Teilnahme bis hin zur zeitaufwendigen „Arbeit“ an der Organisation und Strukturierung des virtuellen Raumes oder „Verdrängung“ ist alles möglich. Wesentlich an der letztendlich gewählten Handhabungsstrategie ist auch das Bedürfnis nach sozialer Integration beteiligt. Dieses dominiert die Entscheidung wie mit Virtualitätskosten umzugehen ist. Die virtuelle Teilnahme wird als soziale Integration wahrgenommen und kann bis zur „Soziomanie“ werden. Das heißt, manchen fällt es schwer sich aus diesen virtuellen Kommunikationsräumen auszuloggen, auch wenn es nur für eine Nacht ist. Das Gefühl, „etwas zu verpassen“ veranlasst sie dazu selbst nach Abschalten des Computers oder Handys wieder aufzustehen und nachzusehen.

Dieses Verhalten trägt nahezu zwanghafte Züge in sich. Wobei auch Ängste vor sozialer Isolation zum Zwang werden können. Letztlich trägt starke virtuelle Integration zur Intensivierung sozialer Beziehungen bei. Je nach dem welche Rolle der Paarbeziehung in Relation zu anderen sozialen Beziehungen zugewiesen wird, hat das negative oder positive Folgen für das Paar.

Insgesamt ließ sich zeigen, dass Paare über eine Mediatisierung ihres Alltags hinaus – Medienrituale, ausverhandelte dynamische Medienrepertoires, Medien als kommunikative Inhalte – auch einige Elemente ihrer Paarbeziehung in die virtuelle Welt verlagern. Dabei scheint es sich allerdings um einen Prozess zu handeln, der erst an seinem Beginn steht – da

Legitimations- und Rechtfertigungsstrategien noch stark betont und entwickelt werden. Schwellenwendepunkte lassen sich auch an der Medienhandhabung und virtuellen Teilhabe erkennen (wie zum Beispiel vermehrt virtuelle Nähe bei räumlicher Distanz).

Mit der Virtualisierung der Paarbeziehungen haben sich die Paare einigen neuen Herausforderungen zu stellen: Wie arrangieren sie die sozialen Beziehungen virtuell miteinander oder wie gehen sie mit der „öffentlichen“ Intimität ihrer Beziehungen um? Bei dem Versuch diese Fragen zu beantworten, konnte ich viele Konflikte der Paare entdecken: Zum Beispiel die Gefahr des Konkurrierens von Freundschaftsbeziehungen mit der Paarbeziehung, die nur durch eine virtuelle Einbettung des Partners/ der Partnerin im individuellen sozialen Netzwerk reduziert werden kann. In diesem Prozess ließen sich wiederum Tendenzen in Richtung „Aufweichung von Grenzen“ des Paares zu seinem sozialen Umfeld erkennen.

Ein erheblicher diskursiver Aufwand ist notwendig, um der Veröffentlichung paarspezifischer sensibler Informationen Grenzen zu setzen. In diesem Punkt scheint jedes Paar seine eigenen Regeln auszuhandeln und hat dabei mit mehr oder weniger Ängsten (vor Entblößung, Datenschutzbestimmungen etc.) zu kämpfen. Diese Prozesse machten deutlich, dass kulturelle Werte für den Umgang mit „intimen“ Informationen in einer virtuellen Öffentlichkeit erst etabliert werden müssen.

Doch die Antworten der Studie werfen eine Vielzahl neuer und weitreichender Fragen auf. Wie werden virtuelle Kommunikationsräume bei Prozessen der Partnerwahl oder Paarauflösung miteinbezogen? Welche Konfliktpotentiale halten diese neuen Kommunikationstechnologien diesbezüglich bereit? Werden sich Normen des Verhaltens und Fühlens in Bezug auf Intimität und „Nähe“ tiefgreifend verändern? Und welche Effekte hätte dies im Weiteren auf das dynamische Konzept der Paarbeziehung? Welche neuen Paarmodelle werden sich aufgrund der räumlich und zeitlich entgrenzenden Medientechnologien entwickeln? Löst die Gruppenzugehörigkeit das Paarmodell irgendwann ab?

Diese Studie konnte nur die aktuelle Situation von Paarbeziehungen in und mit virtuellen Kommunikationsräumen beleuchten. Dabei erlaubten insbesondere die Paarinterviews und Online-Profile besonders reichhaltige Einblicke in die kommunikativen Prozesse. Erst durch ihre Kombination konnte Einblick auf die Bedeutung virtueller Kommunikationsräume in Paarbeziehungen genommen werden. In den Interviews wurden einige Dinge nicht erwähnt oder aufgrund sozialer Erwünschtheit abgeschwächt, die durch die Onlineprofil-Analyse unverfälscht erfasst werden konnten. Auch der Einbezug des sozialen Umfelds ergab sich aus der kombinierten Analyse von Interviews und Onlineprofilen.

Die Kommunikationstagebücher dienten vor allem als zusätzliches prüfendes Instrument der gewonnenen Erkenntnisse. Eine Beschränkung ihres Dokumentationszeitraums von drei auf einen Tag erwies sich als äußerst sinnvoll. Die Fehleranfälligkeit sank, Paare dokumentierten ihre Kommunikation genauer und ausführlicher. Insgesamt stellte die Methodentriangulation

für die Fragestellung eine sehr fruchtende Vorgehensweise dar. Für eine weiterführende Paarforschung dieser Art wäre eine zusätzliche Befragung der einzelnen Personen allerdings empfehlenswert. Aus zeitlichen Gründen wurde in dieser Forschungsarbeit darauf verzichtet, doch die Paarinterviews zeigten sehr häufig „beschönigte“ Darstellungen des Beziehungsalltags. Durch Nachfragen, längere Interviews und im späteren Forschungsverlauf auch Interviews mit Paaren aus dem Bekanntenkreis konnte dem entgegengesteuert werden. Auch die Online-Profile verhalfen zu einem differenzierteren Bild des Paares, dennoch kann eine Ergänzung um Einzelinterviews noch zu einem weiteren Erkenntnisgewinn führen. Die Domestizierung virtueller Handlungsräume ist ein Phänomen, das fortlaufender wissenschaftlicher Beobachtung bedarf und mit dieser Studie noch lange nicht ausreichend erklärt werden konnte. Wie soziale Beziehungen sich vor diesem Hintergrund verändern können, konnte ansatzweise am Beispiel der Paarbeziehung aufgezeigt werden. Für weitere soziologische Auseinandersetzungen mit den Folgen und Möglichkeiten virtueller Kommunikationsräume soll diese Studie Anregung bieten.

Literaturverzeichnis

Austria Facebook Statistics, 2011. Socialbakers. <http://www.socialbakers.com/facebook-statistics/austria/last-3-months>, 14.03.2011.

Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hg), 2008: Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Berger, Peter; Luckmann, Thomas, 2009: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie. 24. Auflage, Frankfurt: Fischer.

BMWFJ (Hg.), 2010: 5. Familienbericht 1999-2009 auf einen Blick. Band 3, Wien: Druck Wograndl. http://bmwa.cms.apa.at/cms/content/attachments/5/7/1/CH0617/CMS1277370945476/familienbericht2009_auf_einen_blick.pdf, 14.06.2010.

Boltanski, Luc; Chiapello, Éve, 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Deutsche Erstausgabe, Konstanz: UKV Verlag.

Breckner, Roswitha, 2008: Bildwelten – Soziale Welten. Zur Interpretation von Bildern und Fotografien. Online-Beitrag zu Workshop & Workshow vom 23./24.11.2007. <http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozBreckner.pdf,09.07.2012>.

Breuer, Franz, 2010: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. 2.Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Brown, Arnold, 2011: Relationships, Community And Identity In The New Virtual Society. The Futurist, 2011, Vol 45, No 2, 29-34.

Bühl, Achim, 2000: Die virtuelle Gesellschaft des 21. Jahrhunderts. Sozialer Wandel im digitalen Zeitalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Charmaz, Kathy, 2006: Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE Publications.

Crowley, David; Mitchell, David (Hg.), 1995: Communication Theory today. Stanford: Stanford University Press.

Diekmann, Andreas, 2005: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 14. Auflage, Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Döring, Nicola, 2000: Romantische Beziehungen im Netz. In: Caja Thimm (Hg.), Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Netz. Opladen: Westdeutscher Verlag, 39-70.

Döring, Nicola; Dietmar, Christine, 2003: Mediatisierte Paarkommunikation: Ansätze zur theoretischen Modellierung und erste qualitative Befunde [35 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 2003, Vol 4, No 3, Art 2. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/676/1460>, 09.07.2012.

Durkheim, Émile, 1888: Introduction à la Sociologie de la famille. Annales de la Faculté des lettres de Bourdeaux, 1888, 10, 257-281.

Egger, Rudolf, 2005: Qualitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft – Ein systematischer Überblick. In: Stigler, Hubert; Reicher, Hannelore (Hg.), Praxisbuch Empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Innsbruck: StudienVerlag: 105-118.

Eichenberg, Christiane, 2001: *Knistern im Netz. Romanzen im Cyberspace - echte Liebesbeziehungen oder Pseudopartnerschaften?* c't Magazin für Computertechnik, 2001, Vol 16, 84-91.

Ellison, Nicole; Heino, Rebecca; Gibbs, Jennifer, 2006: Managing impressions online: Self-presentation processes in the online dating environment. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 2006, Vol 11, No 2, article 2. <http://jcmc.indiana.edu/vol11/issue2/ellison.html>, 09.07.2012.

Ellison, Nicole; Steinfield, Charles; Lampe, Cliff, 2007: The Benefits of Facebook „Friends“. Social Capital and College Students' Use of Online Social Network Sites. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 2007, Vol 12, No 4, 1143-1168.

Ellwood-Clayton, Bella, 2006: Unfaithful: Reflection of Enchantment, Disenchantment ... and the Mobile Phone. In: Höflich, Joachim; Hartmann, Maren (Hg.), *Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections*. Berlin: Frank und Timme, 123-144.

Fraueneder, Hildegard; Ries, Marc; Mairitsch, Karin (Hg.), 2007: *Dating.21: Liebesorganisation und Verabredungskulturen*. Bielefeld: Transkript Verlag.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred, 2003: *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Stuttgart: UTB für Wissenschaft.

Funken, Christiane; Ellrich, Lutz, 2007: Liebeskommunikation in Datenlandschaften. In: Fraueneder, Hildegard; Ries, Marc; Mairitsch, Karin (Hg.), *Dating.21: Liebesorganisation und Verabredungskulturen*. Bielefeld: Transkript Verlag, 67-97.

Funken, Christiane; Ellrich, Lutz, 2008: Kommunikation und Medien. In: Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hg.), *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 219-236.

Geser, Hans, 2006: Partnerwahl Online. In: Sociology in Switzerland: Towards Cybersociety and Vireal Social Relations. Zuerich: Online Publikationen. http://socio.ch/intcom/t_hgeser15.pdf, 09.07.2012.

Giddens, Anthony, 1999: Soziologie. 2. Auflage, Graz: Nausner und Nausner.

Glaser, Barney; Strauss, Anselm, 1998: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Hans Huber.

Gow, Gordon, 2010: Marshall McLuhan and the End of the world as we know it. English Studies in Canada, 2010, Vol 36, No 2 (3),19-23.

Hall, Stuart, 1980: Encoding/ Decoding. In: Hall, Stuart; Hobson, Dorothy; Lowe, Andrew; Willis, Paul (Hg.), Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies 1972 – 1979. London, New York: Routledge.

Hall, Stuart; Hobson, Dorothy; Lowe, Andrew; Willis, Paul (Hg.), 1980: Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies 1972 – 1979. London, New York: Routledge.

Hartmann, Maren; Hepp, Andreas (Hg.), 2010: Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hepp, Andreas, 2011: Medienkultur. Die Kultur mediatisierter Welten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Herring, Susan (Hg.), Journal of Computer-Mediated Communication. <http://jcmc.indiana.edu/index.html>, 09.07.2012.

Hill, Charles; Zick, Rubin; Peplau, Letitia Anne, 1976: Breakups before marriage: The end of 103 affairs. Journal of Social Issues, 1976, Vol 32, 147-168.

Hillmann, Karl-Heinz (Hg.), 2007: Wörterbuch der Soziologie. 5. Auflage, Stuttgart: Kröner.

Hochschild, Arlie 1979: Emotion work, feeling rules, and social structure. American Journal of Sociology, 1979, Vol 85, 551-575.

Höflich, Joachim; Hartmann, Maren (Hg) 2006: Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank und Timme.

Hörning, Karl; Reuter, Julia (2004): Doing Culture: Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl; Reuter, Julia (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript Verlag, 9-18.

Internetnutzung in Österreich so hoch wie in den USA, 2009. Die Presse.
<http://diepresse.com/home/techscience/internet/478186/InternetNutzung-in-Oesterreich-so-hoch-wie-in-den-USA, 11.05.2009>

Jörissen, Benjamin, 2008: The Body is the Message. Avatare als visuelle Artikulationen, soziale Aktanten und hybride Akteure. Paragrana, Vol 17, No 1, 277-295.

Kaufmann, Jean-Claude, 1994: Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: Universitätsverlag.

Kelle, Udo, 2011: "Emergence" oder "Forcing"? Eine methodologische Überlegung zu einem zentralen Problem der Grounded Theory. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.), Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, Reiner; Knoblauch, Hubert; Reichertz, Jo, 2013: Der Kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – eine Einführung in den Band. In: Keller, Reiner; Knoblauch, Hubert; Reichertz, Jo (Hg.), Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9 – 24.

Keller, Reiner; Knoblauch, Hubert; Reichertz, Jo (Hg.), 2013: Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kittilson, Miki; Dalton, Russell, 2011: Virtual Civil Society: The New Frontier of Social Capital? Polit Behav, 2011, Vol 33, 625-644.

Kirkpatrick, David, 2010: The Facebook Effect. The Inside Story of the Company that is Connecting the World. New York: Simon und Schuster.

Kneidinger, Bernadette, 2010: Facebook und Co.: Eine soziologische Analyse von Interaktionsformen in Online Social Networks. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kraleva, Valia, 2009: Electricity is running through my veins. HTS Teologiese Studies/ Theological Studies, 2009, Vol. 65, No. 1, 342-343.

Krotz, Friedrich, 2007: Mediatisierung: Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Krotz, Friedrich; Thomas, Tanja, 2007: Domesticierung, Alltag, Mediatisierung: Ein Ansatz zu einer theoriegerichteten Verständigung. In: Roser, Jutta (Hg.), MedienAlltag. Domesticierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 31 – 41.

Krotz, Friedrich, 2009: Mediatization: A Concept With Which to Grasp Media and Societal Change. In: Lundby, Knut (Hg.), Mediatization. Concept, Changes, Consequences. New York: Peter Lang, 21-40.

Latour, Bruno, 2010: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Lenz, Karl, 2003: Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen – eine Einführung. In: Lenz, Karl (Hg), Frauen und Männer. Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen. Weinheim: Juveneta, 7-51.

Lenz, Karl (Hg), 2003: Frauen und Männer. Zur Geschlechtstypik persönlicher Beziehungen. Weinheim: Juveneta.

Lenz, Karl, 2009: Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. 4. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ling, Rich, 2000: Direct and mediated interaction in the maintenance of social relationships. In: Sloane, Andy; Rijn, Felix van (Hg.), Home informatics and telematics: information, technology, and Society. Kluwer: Boston, 61-86.
http://www.richardling.com/papers/2000_direct_and_mediated_interaction.pdf, 09.07.2012.

Linke, Christine, 2010: Medien im Alltag von Paaren. Eine Studie zur Mediatisierung der Kommunikation in Paarbeziehungen. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lundby, Knut (Hg.), 2009: Mediatization. Concept, Changes, Consequences. New York: Peter Lang.

Maier, Maja, 2008: Paaridentitäten. Biografische Rekonstruktion homosexueller und heterosexueller Paarbeziehungen im Vergleich. Weinheim: Juventa.

McLuhan, Marshall; Fiore, Quentin; Agel, Jerome, 1967: The Medium is the Massage. An Inventory of Effects. New York: Random House.

Melischek, Gabriele; Seethaler, Josef; Wilke, Jürgen (Hg.), 2008: Medien & Kommunikationsforschung im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereiche, Verfahrensweisen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meusers, Richard, 2010: Netzwelt-Ticker: Facebook malt die Weltkarte der Freundschaft. Spiegel Online. <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/netzwelt-ticker-facebook-malt-die-weltkarte-der-freundschaft-a-734771.html>, 15.12.2010.

Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.), 2011: Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meyrowitz, Joshua, 1995: Medium Theory. In: Crowley, David; Mitchell, David (Hg.), Communication Theory today. Stanford: Stanford University Press, 50-77.

Miller, Daniel, 2012: Das wilde Netzwerk. Ein ethnologischer Blick auf Facebook. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Nave-Herz, Rosmarie, 2006: Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. 2. Auflage, Weinheim: Juventa.

Neumann-Braun, Klaus; Astheimer, Jörg (Hg), 2010: Doku-Glamour im Web 2.0. Party-Portale und ihre Bilderwelten. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Neumann-Braun, Klaus (Hg), 2011: Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildordnung und -kommunikation in Facebook & Co. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Overby, Eric, 2008: Process Virtualization Theory and the Impact of Information Technology. Organization Science, 2008, Vol 19, No 2, 277-291.

Prutsch-Kalchschmied, Michaela, 2008: Paare in Väterkarenz. Begründungsmuster, Alltagspraxen und Problemlagen aus paarsoziologischer Perspektive (DA). Graz: unipress Verlag.

Röser, Jutta, 2007: Einleitung: Zu diesem Buch. In: Röser, Jutta (Hg.), MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7 – 14.

Röser, Jutta (Hg.), 2007: MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ruiner, Caroline, 2010: Paare im Wandel. Eine qualitative Paneluntersuchung zur Dynamik des Verlaufs von Paarbeziehungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Runkehl, Jens; Schlobinski, Peter; Siever, Torsten (Hg.) (1998): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Scherke, Katharina, 2009: Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage.

Schulz, Florian, 2012: Paarsoziologie. „Kaufmann, Jean-Claude: Sex@mour. Wie das Internet unser Liebesleben verändert.“ Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2012, 64, 805 – 838.

Stalder, Felix, 2006: Manuel Castells: The Theory of the network society. Cambridge: Polity Verlag

Statistik Austria, 2011: Mikrozensus. Ergebnisse im Überblick: Familien 1985-2011. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html,29.03.2012.

Stigler, Hubert; Reicher, Hannelore (Hg.), 2005: Praxisbuch Empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Innsbruck: StudienVerlag.

Stöber, Rudolf, 2008: Epochenvergleiche in der Medien- und Kommunikationsgeschichte. In: Melischek, Gabriele; Seethaler, Josef; Wilke, Jürgen (Hg.), Medien & Kommunikationsforschung im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereiche, Verfahrensweisen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 27 – 42.

Strauss, Anselm; Corbin, Juliet, 1996: Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Thimm, Caja (Hg.), 2000: Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Netz. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Voß, Günther; Weirich, Margit, 2001: tagaus – tagein. Zur Einleitung. In: Voß, Günther; Weirich, Margit (Hg.), tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung. München: Rainer Hampp Verlag, 9-19.

Voß, Günther; Weirich, Margit (Hg.), 2001: tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung. München: Rainer Hampp Verlag.

Winter, Carsten, 2010: Mediatisierung und Medienentwicklungsforschung: Perspektiven für eine gesellschaftswissenschaftliche Medienkommunikationswissenschaft. In: Hartmann, Maren; Hepp, Andreas (Hg.), Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 281 – 298.

Anhang

Anhang 1: Zusammenfassung der Masterarbeit.....	111
Anhang 2: Abstract.....	112
Anhang 3: Wissenschaftlicher Lebenslauf.....	113

Anhang 1: Zusammenfassung der Masterarbeit

Paare in der virtuellen Welt

Die rasanten Entwicklungen der Kommunikationstechnologie und ihre relativ stark ausgeprägte Integration in unser Alltagshandeln haben verschiedenste Auswirkungen auf unsere Gesellschaft. Kommunikation als Basis für jegliche Form sozialer Beziehungen bietet heute viele neuartige Möglichkeiten. Im Zuge dieser Masterarbeit werden Auswirkungen neuester kommunikationstechnologischer Entwicklungen auf Paarbeziehungen untersucht. Der Fokus liegt dabei auf der virtuellen Aktivität der Paare. Wie integrieren Paare diese „virtuelle Welt“ in ihren Beziehungsalltag und für welche Aspekte ihrer Paarbeziehung instrumentalisieren sie sie? Nach einem Vorgehen im Sinne der Grounded Theory wird mit Hilfe einer Methodentriangulation von Paarinterviews, Online-Profilanalysen und Kommunikationstagebüchern das virtuelle Kommunikationsverhalten von Paaren umfassend analysiert. Facebook dient dabei als Beispiel für virtuelle Plattformen im Allgemeinen. Insgesamt haben zehn Paare Einblick in ihren Beziehungsalltag und ihr Kommunikationsverhalten gegeben. Nebst einem Pretest-Paar zu Beginn teilte sich die Erhebung in drei Phasen und ließ damit den flexiblen Einbezug neuer Erkenntnisse in das weitere Vorgehen zu. Die Studie zeigt, dass Paare weitgehend „mediatisierte“ Beziehungen leben. Facebook nutzen sie abhängig von ihren individuellen Medienpräferenzen mehr oder weniger als identitätsstiftendes Moment für ihre Paarbeziehung. Das Bedürfnis nach sozialer Integration entscheidet über den Umgang mit virtuellen Plattformen. Dabei führen von einander abweichende Medienhandlungs-Strategien der Individuen zu Konflikten – vom Zwang bis zur relativen Exklusion des Partners/ der Partnerin aus dem sozialen Umfeld. Die teilnehmenden Paare versuchen ihr Medienverhalten aufeinander abzustimmen. Gezeigt wird, dass rege Facebook-Nutzung grundsätzlich zu einer Intensivierung der sozialen Beziehungen führt. Eine Intensivierung, die je nach Einbindung des Partners/ der Partnerin zu einer stärkeren Paaridentität, Konkurrenz der Beziehung mit anderen oder einem „Aufgehen“ des Paares in seinem sozialen Umfeld führen kann. Letzteres verweist über die Studie hinaus auf die Frage, ob die erhöhte Pflege sozialer Kontakte (über virtuelle Plattformen) Auswirkungen auf wesentliche Merkmale der Paarbeziehung hat bzw. die Abgrenzung des Paares gegenüber anderen sozialen Beziehungen eventuell aufweicht? Die Studie regt damit zu weiterer Forschung im Schnittpunkt „Paarbeziehungen & virtuelle Medien“ an.

Anhang 2: Abstract

Lovers In A Virtual World

The rapid development of communication technologies and its relatively strong integration in our everyday lives could have many effects on the society. Communication is basis for every kind of social relationship. Now it offers different and new possibilities to organize how we live together. The question „How the use of new communication technologies could affect romantic relationships?“ is theme of this master thesis. The focus rests on the virtual activity of couples. How do they integrate it in there daily lives and for which aspects do they exploit it? The research procedur is according to the principles of Grounded Theory. The method triangulation of couple-interviews, online-profile analysis and communication diaries can successfully encompass the field. Facebook serves as an example for virtual platforms in general. A total of ten couples gives insight into their relationships and their everyday communication behavior. The research work consists of three survey phases and a short pretest at the beginning. The results are showing that the couples are allready “mediatized”. They use Facebook to establish their identity as a couple. Its strength degree depends on their individual communication behavior. Their need for social integration determines their handling of virtual platforms. Different strategies of communication behavior lead to conflicts – from force to social exclusion. The research couples tried to adapt their individual communication routines. It is shown that an often use of Facebook leads to more intensive social relationships. This increase could have different affects on the romantic relationship. Depending on the inclusion of the partner it could lead to a stronger couple identity, competition with other social relationships or some kind of „disappearing“ in the social enviroment. The last one points beyond this master thesis to the question if the boundaries between couple and social enviroment are getting soft. This study inspires further research work at the intersection point of „couples & virtuality“.

Anhang 3: Wissenschaftlicher Lebenslauf



Alexandra Tulla,
cand. M. Sc.

Fakten zur Person

Alexandra Tulla
Geb. 16.11.1985, Loich
Hütteldorfer Straße 30/8
1150 Wien
Mobile 0650 5750598
alexandra.tulla@gmx.at

Ausbildung

09/2000 – 06/2005	Höhere Graphische Bundeslehr- u. Versuchsanstalt Leyserstraße 6, 1140 Wien Zweig: Multimedia; Einblick in Fotografie, Video- und Audiotechnik, 2D- und 3D-Animation, Webdesign und Programmierung (HTML)
10/2005 – 06/2006	Teil-Diplomstudium Geschichte Karl-Franzens-Universität Universitätsplatz 3, 8010 Graz
10/2006 – 01/2010	Bachelorstudium Soziologie Karl-Franzens-Universität Universitätsplatz 3, 8010 Graz
03/2010 – 04/2013*	Masterstudium Soziologie Universität Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien *Abschluss in Kürze

Relevante Praktika

2006 – 2010	Ferienpraktika (6x je 1 Monat) Mayway Werbung und PR Hauptstraße 57, 3040 Neulengbach
07-08/2010	Sozialwissenschaftl. Praktikum Kräutergarten-Gruppe Europaplatz 12, 8020 Graz
Seit 11/2010	Autorenassistenz (15h/Woche) Dr. Christine Laschkolnig Gogolgasse 4, 1130 Wien
Seit 03/2012	Tutorin für empirische Sozialforschung Soziologie-Institut der Universität Wien Rooseveltplatz 2, 1090 Wien

Informelle Qualifikationen

2000 – 2006	Leitung von wöchentlichen Kinder-Gruppenstunden und mehrmalige Organisation von Kinderferienwochen
-------------	--

Wissenschaftliche Arbeiten & Publikationen

- BA Die Rolle der Entscheidung in/für Organisationen
- BA Das Frauenbild in der NS-Zeit
- BA Der Aspekt der Elternschaft bei Paarauflösung
- MA Paare in der virtuellen Welt